

Carl Brandes — ein Braunschweiger Benediktiner des 19. Jahrhunderts

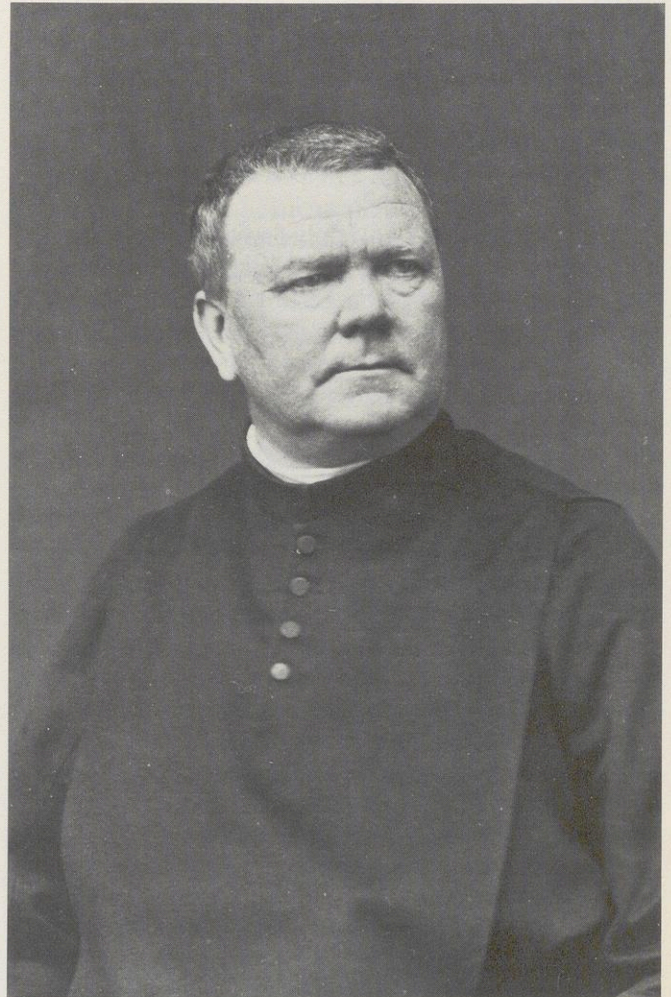
Von Franz Jos. Wothe

Carl Brandes stammt aus Braunschweig. Dort hat er seine Kindheit, seine Schulzeit und die Jahre seiner beruflichen Ausbildung als Kürschner und Pelzkaufmann verbracht. Sein Lebensweg gleicht einer Odyssee; denn er konnte sein Leben als Mönch von Einsiedeln, als Professor der Theologie und Ehrendoktor der Universität Wien beschließen. Der äußere Bogen seiner Vita ist weit gespannt, führt fast durch ganz Europa; der innere Bogen stellt ein erregendes Kapitel aus der Geschichte der Berufungen dar. In seiner Heimatstadt Braunschweig ist er — zu Unrecht — vergessen, obwohl es ihn mit zunehmendem Alter immer stärker nach seiner Vaterstadt und zu seiner dort lebenden einzigen Schwester hingezogen hat. 1861 hatte Einsiedeln Tausendjahrfeier, und im selben Jahr feierte auch Braunschweig das Millenium. Der Historiker Brandes zog Parallelen. Da überkam den gereiften Mann ein regelrechtes Heimweh nach seiner Vaterstadt. Aber erst 1867 konnte er „seine Sehnsucht stillen“. Es war zugleich sein Todesjahr.

Nach seiner Rückkehr ins Kloster Einsiedeln, am 1. Mai 1867, schrieb er auf ausdrücklichen Wunsch seines Abtes Heinrich Schmid einen Reisebericht nieder. Diese Reise wird überall dort, wo sie erwähnt wird, als „merkwürdig“ bezeichnet. Das war sie zweifellos, doch wird jeder, der den Lebensweg von Carl Brandes insgesamt nachzeichnen versucht, feststellen, daß fast alles in seinem Leben „merkwürdig“ war. Da die Benediktinerabtei Einsiedeln alle Unterlagen über Carl Brandes gewissenhaft archiviert hat, ist die Quellenlage für die Biographie günstig. Mit Blick auf die Tatsache, daß Carl Brandes von seiner Herkunft her der Diözese Hildesheim angehörte, sei an dieser Stelle der Versuch unternommen, dem Sohn Braunschweigs und des Bistums Hildesheim eine monographische Arbeit zu widmen.

Elternhaus und Lehrjahre

Am 18. April 1810 wurde Carl Brandes in Braunschweig geboren und in der lutherischen Katharinen-



Portrait von P. Carl Brandes O.S.B. aus dem Jahre 1867, angefertigt im „Photographischen Atelier Fritz Freund“ in Braunschweig.

kirche getauft. Er erhielt die Vornamen Carl und Heinrich, doch nannte er sich stets nur Carl. Seine Eltern stammten beide aus Braunschweig, der Vater hieß Johannes Heinrich Christian Brandes, die Mutter Johanna Sophie Friederica geborene Deimeland. Er hatte eine Schwester Louise, die zwei Jahre jünger war. Der Vater war zur Zeit der Geburt des Sohnes Verwalter der Torfstechereien auf den Herzoglichen Domänen in Denstorf und Vechelde, die etwa eine Stunde von Braunschweig entfernt lagen. Im Jahre 1822 verstarb der Vater nach kurzer Krankheit in einer Zeit, in der der zwölfjährige Sohn noch nicht im Stande war,

„die Schwere eines solchen Verlustes zu fühlen“, wie Brandes später schrieb¹. Der frühe Tod führte dazu, daß das Bild des Vaters keine herausragende Rolle im Leben des Sohnes spielte. Die berufliche Tätigkeit ließ den Vater außerdem sehr oft und lange außer Hause sein.

Einiges ist dem Sohn in lebenslanger Erinnerung geblieben. Der Vater war dem Herzogshaus treu ergeben. Der gegen Napoleon geführte Freiheitskrieg war von ihm als groß empfunden worden. Namentlich der Sieg der berühmten Braunschweigischen Husaren mit ihren schmucken Uniformen wurde im Hause Brandes gefeiert. Der Sohn bekam eine „Kinderuniform“, und auf den Armen des Vaters durfte er am Stadttore dem Einzug der siegreichen Truppen zuschauen. Ein gewisses nationales Pathos ist nicht zu übersehen. Es blieb Carl Brandes insofern sein Leben lang eigen, als er stets Hochachtung und Verehrung für Dynastie und Adel empfand. Der Vater wird in den Schilderungen des Sohnes aber auch als außerordentlich mildtätig geschildert. Er konnte sogar ein Kleidungsstück vom Leib ziehen und es einem Bedürftigen schenken. Von der Mutter, die im Leben des Sohnes eine größere Rolle spielte als der Vater, berichtet er, daß sie immer sehr arbeitsam war. Im Sommer verrichtete sie Näharbeiten, im Winter saß sie am Spinnrad. Dabei war sie stets heiteren Gemüts und sang gern bei der Arbeit. Sie war die Seele der Familie und besaß den Kindern gegenüber eine innere und äußere Autorität. Der Sohn machte — ein überlebendiger Junge — offensichtlich keine Erziehungsschwierigkeiten. Er war folgsam und hörte auf das Wort der Mutter. Für den Vater war bei der herzoglichen Verwaltung eine Beamtenstelle in der Holzwirtschaft vorgesehen, und der Sohn sollte nach dem Willen der Eltern einmal Forstwirtschaft studieren. Im Sommer wohnte die Familie meistens auf dem Lande, im Winter regelmäßig in der Stadt.

Noch nicht vier Jahre alt, kam Carl in die Schule, „eine Art Kinderbewahranstalt“. 15 bis 20 Kinder, Knaben und Mädchen von vier bis sieben Jahren, wurden von einer „Mamsell“ beherrscht, deren Hauptlehrmittel eine fürchterliche Rute war. Die Situation der Familie machte es notwendig, daß Carl mit drei oder vier anderen Kindern in einer Halbpension in der Schule einige Stunden länger verbleiben mußte als die Mehrzahl der Kinder, „denen wir sehnsüchtig nachblickten, wenn sie gegen Mittag nach Hause geholt wurden“. Es ist für das damalige elementare Bil-

dungssystem, das offensichtlich den Schwerpunkt auf das Auswendiglernen legte, charakteristisch, daß die kleinen Kinder bereits buchstabieren und notdürftig lesen lernten². An die „Kleinkinderschule“ schloß sich „eine der vielen bürgerlichen Elementarschulen, damals Schreibschulen genannt“, an. Für diese Kinder gab es keinen pädagogischen oder didaktischen Gesamtplan, aber auch innerhalb der einzelnen Schulen fehlte der zentrale Gedanke einheitlicher Behandlung der Kinder. Auf Grund seiner eigenen Erfahrung im Schuldienst zu Einsiedeln hat Brandes sich später über Schule und Erziehung in seiner Kinderzeit kritisch geäußert: „Größere oder kleinere Denksprüche in Prosa und in Versen, von denen einige in ihrer Art vortrefflich waren, schärften hier, neben dem fürchterlichen Lineal oder dem noch schrecklicherem Reißbrett, unser Pflichtgefühl.“ Als Lesebuch wurde in der Schule ein Buch benutzt, das den bezeichnenden Titel führte „Nützliches Allerlei“. Die Kinder lernten „in ansehnlicher Fertigkeit“ schreiben und rechnen. Eine Hauptübung bestand im Lesen und Auswendiglernen von Bibelversen. Außerdem wurde lange Zeit immer wieder das Aufschlagen und Vorlesen von Bibelstellen geübt. Wer auf die Frage des Lehrers sofort eine verlangte Stelle finden konnte, wurde belobt, wer nicht, wurde mit „Esel“ und „Dummkopf“ titulierte.

Konnten die Kinder lesen, erhielten sie neben dem Schulbuch bald ein anderes Buch in die Hand. Am meisten wurde gelesen: „Robinson der Jüngere“ von Campe, der damals „als verehrter Greis in Braunschweig lebte“. Carl Brandes führte auf die frühe Lektüre des Robinson seine spätere „außerordentlich große Reiselust“ zurück.

Im Frühjahr 1818 kam Carl Brandes auf eine der drei

1 Abt Heinrich Schmid in Einsiedeln hatte P. Carl Brandes mehrmals gebeten, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Später hat er ihn sogar schriftlich ersucht, „hierfür seine freien Stunden zu verwenden und somit diese Arbeit, ohne Versäumnis seiner wichtigen Dienstpflichten nur in dem Maße zu befördern, als er dafür Zeit und Muße finden würde“. (Aus einem handgeschriebenen Vorwort des Abtes zum ersten Bogen für den Druck, Oktober 1867). Das ganze Werk war viel zu breit angelegt und ist nicht vollendet worden. Wenn nicht anders vermerkt, wird im Text daraus zitiert.

2 Vgl. Rudolf W. Keck: Die Normalschule in Hildesheim usw., in: „Die Diözese Hildesheim in Vergangenheit und Gegenwart“ 50, 1982, S. 167 ff.

höheren Schulen Braunschweigs, die „Waisenhaus-schule“. Sie war aus einem 1245 gestifteten Marien-hospital hervorgegangen, dann als Bürgerschule nach der Reformation vielseitig entwickelt und stand mit ihrem Internat, in das Carl Brandes aufgenommen war, am Anfang des 19. Jahrhunderts in voller Blüte³. Von den zwölf Lehrern mußten stiftungsgemäß vier evangelisch-lutherische Theologen sein, doch war der geistliche Einfluß insgesamt sehr gering, da die Lehrer ausnahmslos Anhänger des Rationalismus waren. Leiter der Schule war Dr. Ziegenbein (1766—1824). Er war Konsistorialrat und führte den Titel Abt (vom ehemaligen Zisterzienserkloster Michaelstein bei Blankenburg im Harz). Nicht nur daß er mit allen Titeln angedeutet werden wollte, sondern er trug auch immer das Abtskreuz und einen Spazierstock, der als Krummstab mit einer Krümme aus Gold und Elfenbein gearbeitet war. Die Schullektüre bildeten Gedichte und Dramen von Schiller und Goethe. Carl Brandes las mit neun und zehn Jahren vor allem die Balladen von Schiller, über die er sich einen handgeschriebenen Gedichtband anfertigte. Daneben wurde Weltgeschichte studiert nach einem Lehrbuch, das eine nüchterne, kraft- und saftlose Geschichte und Geschichtsauffassung vortrug: „Kein grüner Halm von wirklich historischem Bewußtsein“, urteilte später der Historiker Carl Brandes, der vom Unterricht in der braunschweigischen Geschichte schrieb, die Schüler hätten von ihr „nichts Anderes als das Gerippe der Regentenlinien und Nebenlinien, die Erbteilungen der Braunschweigisch-Lüneburgischen Lande usw.“ gelernt. Bemerkenswert an den Erinnerungen von Brandes aus dieser Zeit ist, daß er, der immerhin erst 10 Jahre alt war, mit seinen Mitschülern lebendigen Anteil an den Studentenunruhen jener Jahre nahm. Die Ermordung des Theaterschriftstellers August von Kotzebue 1819 durch den fanatischen Studenten Karl Ludwig Sand (hingerichtet 1820), die zu scharfen Maßregelungen der Regierungen gegen „demagogische Umtriebe“ führten, beschäftigten die Schüler in außerordentlicher Weise. Ebenso weckten die damals ausgebrochenen Freiheitskämpfe der Griechen (1821) patriotische Begeisterung bei den Gymnasiasten. Die Lebenserinnerungen von Carl Brandes lassen einen tiefen Blick in die Situation der damaligen Jugend werfen: „Damals verschwanden von den drei Gelehrtschulen der Stadt mehrere Jünglinge, die mit anderen Philhellenen zum Befreiungskriege nach Griechenland zogen. Ich war erst zwölf Jahre alt. Ein paar Jahre älter, wäre ich wohl auch dem mächtigen Drange gefolgt und mitgezogen.“

Zum Lehr- und Lernstoff des Gymnasiums gehörte die Deklamation von Gedichten und Balladen der Klassiker. Wöchentlich einmal wenigstens gab es eine Deklamationsstunde. Hier ging es vor allem darum, die zum Teil langen Gedichte auswendig vorzutragen. Brandes erinnerte sich später daran, daß er bei seinen Deklamationen wohl nicht alles so „gehörig“ verstanden hätte, wie es eigentlich hätte sein sollen, aber er habe die deutsche Sprache, abgesehen von der systematischen Übung des Gedächtnisses, so lebendig und gründlich erlernt, daß sie ihm auch dann noch voll geläufig gewesen sei, als er jahrelang nur mehr italienisch und französisch hätte sprechen können. Übrigens lernte er auf dem Gymnasium die französische Sprache so perfekt, daß er sie mit vierzehn Jahren fließend beherrschte; und was die deutschen Gedichte anbelangte, so wird berichtet, daß Brandes unter anderem bis ins Alter hinein Schillers große Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“, ohne an eine Silbe anzustoßen, unvorbereitet und frei vorzutragen in der Lage war.

Als der Gymnasiast sich dem vierzehnten Lebensjahr näherte, wurde er zum „Confirmationsunterricht“ angemeldet. Als Konfirmand begegnete er eigentlich erstmalig der religiösen Welt und dem Leben des Glaubens; denn weder in seinem Elternhaus noch in der Schule — außer einem formalen Umgang mit der Bibel! — gab es religiöse Erziehungselemente oder überzeugende Motive für ein Leben aus dem Glauben. Am 25. April 1824 wurde er konfirmiert. Von seinem Pfarrer, einem Pastor Hille, erhielt er ein Gesangbuch zur Feier des „Nachtmahls“, in das der Geistliche eigenhändig den Konfirmationsspruch geschrieben hatte: „Fürchte Gott und halte seine Gebote!“ Das Buch hat Carl Brandes jahrelang in seinem Gepäck mit sich geführt, den Pfarrer in gutem Andenken bewahrt und den Konfirmationsspruch zeitlebens beherzigt. Auf die Unterweisung im Religionsunterricht und in den Konfirmationsstunden, wie überhaupt auf das religiöse Leben des jungen Mannes in der kirchlichen Gesamtatmosphäre Braunschweigs im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, müssen wir im weiteren Verlauf dieser Darstellung zurückkommen.

³ Johannes Beste: Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche, Wolfenbüttel 1899. Vgl. Veröffentlichung des Landeskirchenamtes, Wolfenbüttel 1974, über die Pastoren der Braunschweigischen Evangelisch-lutherischen Landeskirche.

Nach dem relativ frühen Tode seines Vaters stand es fest, daß Carl Brandes nicht studieren konnte, da die bescheidene Witwenrente die Finanzierung eines Studiums nicht zuließ. 1824 mußte er den Besuch der Primarschule des Gymnasiums aufgeben. Die beiden letzten Jahre der Gymnasialzeit absolvierte er mit großem Fleiß und mit besten Zeugnissen. Dann begann mit der Lehrzeit ein Berufsleben, das in der Berufswahl durch einen Zufall entschieden wurde. Kurz vor der Konfirmation kaufte ihm die Mutter ein Paar pelzgefütterte Handschuhe. Dabei kam sie mit der Inhaberin des Geschäftes ins Gespräch, und diese erzählte ganz beiläufig, daß ein neuer Lehrling angenommen werden solle. Die Mutter erwähnte ihren Jungen und man verblieb, daß sie den Sohn einmal fragen wolle, ob er Lust zu diesem Beruf habe. Carl war ohne Vorliebe und Abneigung. Er ging mit der Mutter in das Pelzgeschäft, wurde dem „Prinzipal“ vorgestellt und als Lehrling angenommen. So wurde er Kürschner und Pelzhändler in einem Geschäft mit mehreren großen Schaufenstern auf dem Bohlweg. Der Lehrling brachte gymnasiale Kenntnisse mit und besaß schon allein dadurch berufliche Aufstiegschancen. Vor allem seine sehr guten Kenntnisse in Französisch kamen ihm zustatten. Die vielen Pelzarten, die handelsüblich waren, hat Brandes in seinen Lebenserinnerungen genau und ausführlich beschrieben, ihre Herkunft, ihre Bezeichnung, ihre Eigenart, ihre Schönheit und nicht zuletzt ihren Wert. Aus seinen Lebenserinnerungen seien einige Sätze hier wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, wie Brandes ganz in seiner Berufswelt aufging und sich zu einem Mann entwickelte, der in seinem handwerklichen und geschäftlichen Beruf hervorragende Leistungen einzubringen in der Lage war: „Einmal entschieden, wie ich nun war, blieb ich bei dem angetretenen Berufe...Trotz der persönlichen Tüchtigkeit des Prinzipals, war im Geschäft nicht der frische, kräftige Geist herrschend, wie er das Bürgertum und die Gewerke früher beherrscht hatte. Der Zunftgeist, der noch in aller Formenstrenge vorhanden war, hatte nichts Lebensvolles, Großartiges, wahrhaft Gediegenes mehr... An den geistigen Verkehr mit den bunten Bildern des Weltausstellungsplatzes, wie das Gymnasialstudium sie bietet, an die Beschäftigung mit den Helden des Cornelius Nepos und Plutarchs gewöhnt, fühlte ich allerdings nach und nach das Einerlei der Tagesstunden bei materieller Beschäftigung; jedoch blieb ich immer heitern Mutes und gewöhnte mich dabei an die strenge Ordnung des Hauses... Bald mußte ich, wo die Arbeit es zuließ, aus dem eigenen Schatze et-

was erzählen, oder über Gelesenes referieren; denn ich las viel in den Stunden nach Feierabend. Dann mußte ich auch für den Prinzipal etwa die Handelskorrespondenzen und Rechnungen besorgen... Im Atelier hantierte ich mit Fellen aller Art, vom Zobel des nördlichen Randes von Nordamerika bis zum gemeinen Hammelfell in heimatlichen Dörfern. Dies knüpfte nun in meinem Geiste ein buntes Gewebe zahlloser Fäden an, die sich über Land und Meer, von einem Weltteil in den andern hinüber und herüber schlugen. Nahm ich ein Zobelfell in die Hand, so versetzte ich mich in Gedanken in das arktische Nordland an der Hudsonbay, wo diese Tiere von den dortigen Eskimos gefangen und durch Tauschhandel an die Agentur der mächtigen Pelzhandel-Compagnie der Hudsonbay gebracht worden waren, die sie auf die Leipziger Messe gebracht hatte, von wo sie in unsere Hände kamen. Das kalte Polarland, wo die Zobel nebst den weißen Polarhäschen, den blauen Füchsen, den grimmigen Eisbären, den Seehunden und Robben aller Art, deren Felle wir vor uns hatten, neben den spärlichen Eingeborenen dieses Nordrandes des Polarkreises lebten, bot meiner Phantasie den prächtigsten Spielraum.“

Die Lebenserinnerungen von Carl Brandes schildern einmal genau, wie sich das gesellschaftliche Leben Braunschweigs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in bürgerlichen Kreisen der Stadt abspielte, sie zeigen zum anderen auch, wie Brandes selbst dort solche Wurzeln schlug, daß man für die spätere Entwicklung des Mannes nicht die geringsten Ansatzpunkte zu finden in der Lage ist.

„Ich sah nun“, erzählt der Lehrling, „auch das Tun und Treiben des Volkes mehr in der Nähe, wozu mir bisher das Conviktleben die Gelegenheit nicht geboten hatte. An Sonntagen, wenn nicht dringende Arbeiten zu machen waren, war ich in der Regel ganz frei. Sehr viel blieb ich aber auch dann zu Hause, ich las viel und bunt durcheinander alle Bücher, deren ich habhaft werden konnte; doch war ich bei Gesellschaften unter Kameraden bei Spaziergängen vor die Stadt auf ein nahegelegenes Dorf oder Vorwerk auch mit zur Stelle, wie mich denn die befreundeten Genossen bei solchen Anlässen ungern entbehrten, da ich auch stets das Meinige zur Erhöhung der geselligen Lust und Freude beitrug. Doch verbot die Sitte, solche Ausflüge häufig zu wiederholen. Von dem, was man Wirtshausbesuch nennt, wußte ich mich aus meiner ganzen Bekanntschaft nicht eines einzigen Falles zu

erinnern. Die Bürger, welche Sonntagabends die Ratskeller oder sonstige Stuben zu Bier und einer Pfeife Tabak besuchten, kamen hier nur in geschlossenen Gesellschaften zusammen...

Ich war so ziemlich mit allen Familien meiner Kameraden bekannt, da die Sonntagabende der Reihe nach bei denselben zugebracht wurden. Meine Bekanntschaft war somit in diesen Kreisen der Stadtbevölkerung bald eine sehr ausgedehnte. Als der Jüngste im Geschäft hatte ich anfänglich auch die in demselben nötigen Gänge in die Stadt zu machen. Zuweilen mußte ich auch in solchen Geschäftsgängen in die benachbarten Städte, wie Wolfenbüttel, Helmstedt, Königslutter, einmal sogar hoch ins Harzgebirge nach Blankenburg. Solche Anlässe waren mir gewöhnlich sehr erwünscht, ich sah Land und Leute, und wenn es mir glückte, das Geschäft, das der Prinzipal in meine Hände gelegt, nach seinem Wunsche auszuführen, so war dies für mich eine große Freude. Mein Eifer für das Haus hätte nicht größer sein können, auch wenn die Angelegenheiten, die mir zu besorgen gegeben wurden, die eigenen gewesen wären...

Die Abende nach Feierabend wurden, nach Braunschweiger Sitte, gewöhnlich vor dem Hause zugebracht, wo mit den Nachbarn geplaudert wurde. Auch hier sah und hörte ich wieder viel von Volkssitten, Lebensweisen, Gebräuchen, Volksglauben und Volkswahn, wozu mir bis dahin die Gelegenheit gefehlt hatte."

Die Wanderjahre

1826 verließ Carl Brandes Braunschweig und ging auf berufliche Wanderschaft. Er wurde Wanderbursche im Sinne der damals üblichen „Gewerksordnung“. Die berufliche Weiterbildung und die allgemeine Lebenserziehung geschahen im Rahmen der Gilde. Diese festgefügte soziale Einrichtung im Aufbau der Gesellschaft bildete neben der Lehrstelle bei einem Prinzipal die eigentliche Bildungszeit für den jungen Mann. Das Gewerk, so Brandes, „bildete durch ganz Deutschland eine in sich fest geschlossene Körperschaft, die in dem Rangstufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister und in allen drei Graden, durch Alt und Jung noch weiter ausgegliedert war. Die Zunft, fest in sich diszipliniert, war durch eigene Verfassung und Ordnungen gehalten und regiert, so daß der Einzelne nie als isoliertes Atom dastand, sondern dem Ganzen

angehörte, das ihm Sicherheit und Haltung gab, das er übersehen konnte und auf das er stolz war. So war von früh an das Streben eines Jeden dahin gerichtet, seinen Platz in der Gesamtheit mit Ehren auszufüllen. Damals hatte nämlich auch der Handwerker seine Standesehre, ein kostbares Gut, das durch die ganze Zunft eifrig bewacht wurde.

Der wandernde Geselle war allenthalben auf deutscher Erde zu Hause, wo es eine Herberge seines Gewerkes gab. Der Herbergswirt, der ihn empfing, hieß der Vater und haftete der Obrigkeit für ihn, so daß sich der Wandernde nur ihm gegenüber und nicht gegenüber der Staatspolizei zu legitimieren hatte. Während er an einem Ort in Arbeit stand, war er Mitglied eines enggeschlossenen, mit einer sehr ausgebildeten Verfassung bestehenden Gemeinwesens, daß ihm Heimat und Familie zu ersetzen bestimmt war."

Brandes lebte voll und ganz in dieser Welt. Das zweite Heft seiner Selbstbiographie, 206 Seiten eng beschrieben, handelt von seinen „Wanderjahren“. Das erste Ziel seiner Wanderung, die mit dem Felleisen auf dem Rücken nur zu Fuß zurückgelegt wurde, war Hamburg, wo ein Onkel wohnte, der gute geschäftliche Beziehungen hatte und mindestens für die erste Zeit die schützende Hand etwas über seinen Neffen halten wollte. Die Wanderung führte ihn über Hannover, Celle, Lüneburg und Harburg. In Hamburg trat er durch Vermittlung des Onkels in eine Pelzgroßhandlung ein. „Nur in Hamburg war der Aufenthalt von längerer Dauer. Die meisten andern Orte sah ich nur flüchtig mit den Eindrücken eines sehr mangelhaft gebildeten Reisenden. Aufzeichnungen habe ich damals gar keine gemacht, später wohl hie und da, doch haben sich diese wenigen Blätter nicht lange erhalten."

Er besuchte von Hamburg aus nach Norden Holstein, dann in westlicher Richtung Bremen, Oldenburg, Ostfriesland, Utrecht und Amsterdam. Von Holland aus ging es mit dem Schiff zurück nach Hamburg. Im Frühjahr 1827 nahm ihn sein Prinzipal mit auf eine Schiffsfahrt nach Island. Die Schilderungen dieser Reiseerlebnisse zeigen einen Erzähler großer Könnerschaft. Der Pelzhandel war der Anlaß der Nordlandreise. Intensive geschäftliche Verbindungen nach Schweden, Norwegen und Island führten zu Überlegungen, in Island oder an der Nordwestküste von Norwegen eine Handelsstation für den hohen Norden einzurichten. Der Prinzipal wollte Carl Brandes mit

auf die Reise nehmen, da er sprachenbegabt war. Brandes mußte die norwegische und isländische Sprache in Kürze erlernen. Im Mai fuhren sie von Hamburg mit einem Segelschiff ab. Die Seefahrt dauerte mehrere Wochen. Es war sehr kalt, windig, der Himmel trüb, hohe See und mehrmals Sturm, nur wenige sonnige Tage! Erstes Reiseziel waren die Faröer-Inseln, wo Seehundfelle abgeholt wurden. Man besuchte eine Gruppe von 20 Inseln mit insgesamt 6000 Einwohnern. Die Menschen lebten vom Fisch-, Vogel- und Robbenfang. Dazu kam weitausladende Schafzucht. Das Meer hatte keine schöne tiefblaue Farbe, war vielmehr grünlich. Brandes schildert die Herstellung und Aufarbeitung bestimmter Bettfedern, die besser und begehrter waren als die üblichen Daunen. Die Naturschilderungen sind wieder großartig: Er beschreibt Strömungen am Polarkreis, tageshelle Abenddämmerung, Morgendämmerung mit dem plötzlichen Einbruch hellster Sonne, die kurze Periode des Frühlings, den kurzen Sommer, das Nordlicht, das Brüten der Seevögel — in solch großer Zahl, daß die Felsen besetzt zu sein schienen! Die dampfenden Quellenhüllen, die Felsen im Rauch, Besuch der Geiser: „Es gibt vielleicht nirgends in der Welt so grauenvolle Einöden wie im Innern von Island und doch fehlt es auch solchen schauerlichen Stellen nicht an Großartigkeit, die aber nirgendwo etwas rein Erhabenes, sondern immer etwas tief Unheimliches an sich hat, selbst in den wundervollsten Szenen, die sich dem Auge darbieten.“ Eine 2000 Quadratmeilen große Insel hat dreißig feuerspeiende Berge, die zugleich Gletscher sind, und die schwer unterscheiden lassen, ob die Insel dem Feuer oder der Erde angehört. Gletschereis, erkaltete Lava, Wasserquellen, siedendes Schaumbrodeln — auch noch im Meer, kochende Strudel im Schlamm. Brandes schreibt, er habe nichts vergleichbares je gesehen, nichts so großartiges und zugleich schauerlicheres!

Ende Juni waren die beiden Reisenden in Grönland angekommen. Aber es kam nicht zur Errichtung einer Faktorei in Island. Die Weiterreise führte nach Norwegen. Und wieder großartige Naturbetrachtungen und Tierstudien: Seevögel, Delphine, Seehunde, Robben aller Art. Die Tiere leben von Heringen, hunderttausende werden verschlungen, aber es gibt keine Lücken in den Schwärmen.

Bis in den August blieben die Reisenden in Norwegen. Die Rückfahrt ging über Christianstrand und Drontheim. Ein geschäftlicher Stützpunkt für den

Pelzhandel wurde aber auch hier nicht geschaffen. Die Russen hatten das Pelzgeschäft in Skandinavien fest in der Hand.

In die Hamburger Zeit fallen zwei Ereignisse, die für die Beurteilung von Brandes nicht außer acht gelassen werden dürfen, zumal er sie ausführlich in seinen Lebenserinnerungen erwähnt. Das eine Ereignis ist ethischer Art. Der junge Mann aus Braunschweig kam aus einer bürgerlich wohl behüteten Umgebung, und das Vergnügungsviertel Hamburgs konnte für ihn eine Versuchung darstellen. Der Onkel ging mit ihm dorthin und besuchte mit ihm die Lokale, in denen eindeutige Angebote vom ältesten Gewerbe der Welt gemacht wurden. Dann aber ging er mit ihm in die Quartiere des Elends und der Krankheit, damit der Neffe die Folgen venerischer Seuchen mit eigenen Augen sehen konnte. Es war also eine Abschreckungspädagogik, die der Onkel seinem Neffen gegenüber anwandte — und der junge Mann hat, von Ekel erfüllt, nie wieder eine Versuchung in sich verspürt, solches Milieu aufzusuchen. Er schreibt, er habe zeitlebens diese Tat seines Onkels dankbar in seinem Gedächtnis behalten.

Das andere Ereignis bezieht sich auf den Bereich literarischer Bildung. Es ist bemerkenswert, daß ein Mann, der offensichtlich ganz in seinem Beruf aufging, die Liebe zur Literatur nicht preisgegeben hat. Er beschäftigte sich mit Klopstock, der in literarischen Kreisen Hamburgs mit einer Art persönlicher Ehrfurcht behandelt wurde. Brandes nennt ihn „Deutschlands größten Dichter“. Doch finden sich auch sehr kritische Töne in seinen Lebenserinnerungen, besonders dort, wo er seine auch persönliche Begegnung mit Matthias Claudius schildert: „Die geistig vornehm geschraubte Poesie, der auf Stelzen einerschreitende Idealismus, das manchmal so leere Pathos des Ordenssängers ist, — obwohl er und der Bote im Leben Freunde geworden waren — das vollständigste Gegenbild des schlichten treuherzigen Volksdichters.“ Häufig ist er über Sonntag in das eine Stunde von Hamburg entfernte Wandsbek gezogen und hat Claudius besucht. Er lobt immer wieder die Einfachheit der Sprache des „Wandsbecker Boten“. Er fühlt sich von den religiösen und gläubigen Untertönen dieser Dichtung berührt und sagt: „Unter den einseitigen Anbetern der schönen Literatur ging er als Bote der frohen Botschaft, der vergessenen und verschmähten christlichen Wahrheit in seinem schlichten Gewande einher bis an sein Ende.“ Offensichtlich hat

ihn nicht nur die Form der Dichtung angesprochen, sondern auch der echte gläubige Grundton. An dieser Stelle findet man einen ersten deutlichen Hinweis darauf, daß Brandes auch schon in jenen Jahren ein Mensch war, der vom Evangelium betroffen war.

Von Hamburg aus wanderte Carl Brandes durch das „einförmige Brandenburg“ nach Berlin. Er beklagt, zurückblickend auf die Residenzstadt Berlin, daß er, wahrscheinlich bei größerer geistiger Reife als er sie damals besessen habe, mehr vom Aufenthalt in Berlin gehabt hätte. Mindestens hätte er den Aufenthalt ganz anders genutzt. Aber er war auf Pelze aus, und seine Einstellung bei der großen Firma König übertraf alle seine ziemlich hoch gesteckten Erwartungen; denn hier wurden alle Pelze zu schönen Stücken verarbeitet. Einige Wochen findet er in diesem Hause Arbeit. Er lernt die Bearbeitung hervorragender Stücke, die er noch nach Jahren aufzählen kann: „Muffen, Kragen, Mäntel, Decken, Schlittendecken, Fußteppiche, Fußsäcke, Pellerinen, Boas, Mützen, Handschuhe.“ Fasziniert ist er von der Verarbeitung von „Chinchilla“.

In der Freizeit am Abend und sonntags „erobert“ er Berlin, besucht das Theater und entdeckt eine wachsende Liebe zu dieser Stadt. Er liest darüber hinaus viel, auch Romane und Heinrich Heines „Buch der Lieder“. Nach einer flüchtigen Begegnung mit Heine auf der Straße schildert er ihn als eine „unansehnliche, verwachsene Figur“. Heine scheint damals einen größeren Einfluß auf jüngere Menschen gehabt zu haben. Das wird deutlich bei einer zufälligen Begegnung zwischen Brandes und Karl v. Hohenhausen, einem Jüngling, der an sich edelmütig war, aber durch Heines Schriften „vergiftet“, später Selbstmord verübte. In Anlehnung an Verse von Heine schreibt Brandes über Karl von Hohenhausen: „Vergiftet sind meine Lieder, wie könnte es anders sein? Du hast mir ja Gift gegossen ins blühende Leben hinein.“ Zum geistigen Berlin jener Jahre hat Brandes kaum Zugang gefunden.

Dazu fehlte ihm die Reife und wohl auch die wissenschaftlich geschulte Qualität. Mit Wilhelm von Humboldt, mit den Brüdern Grimm, mit Niebuhr und Protz oder gar mit Hegel ist er nicht in Berührung gekommen, wohl aber interessierten ihn die militärischen Berühmtheiten. Das Denkmal von Scharnhorst, dem „Waffenschmied der deutschen Freiheit“, wollte er unbedingt sehen. Scharnhorst, Blücher, Gneise-

nau, York — das waren die Helden, die er verehrte. Die Jahre 1813 bis 1815 waren ja noch nicht allzufern. Das Werden und Wachsen der deutschen Nation schrieb Brandes den militärischen Erfolgen in diesen Jahren zu. In seinen Lebenserinnerungen überliefert er einen Ausspruch von Blücher: „Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und Gottes Barmherzigkeit, was uns zum Siege geführt hat.“ Wenn auf dem Exerzier- und Paradeplatz in Berlin manövriert wurde, fehlte Brandes nicht, wenn er eben Zeit hatte hinzugehen. Nach Jahren hat sich bei ihm ein Wandel in der Beurteilung und Bewertung der damaligen Verhältnisse vollzogen; denn er schrieb 1854: „Das preußische Militär war damals der Stolz Deutschlands, seine Lorbeeren waren noch frisch, seitdem sind sie welk geworden, aber der Stolz und die Selbstüberhebung sind unnötigerweise gewachsen.“

Aufs Ganze gesehen hat Brandes Berlin „gerne verlassen“. Er hat in Berlin empfunden, daß ein junger Mensch sich nur schwer im „unaufhörlichen Gewirr“ der Großstadt zurechtfinden kann, er kam sich vor wie auf unruhigem Meer — „ohne feste Grundsätze und Leuchte für Geist und Herz“. Damals war Brandes 19 Jahre alt. Es zog ihn nach Leipzig, in die europäische Metropole des Pelzhandels. Die Wanderung führte ihn über Magdeburg, wo ihn plötzlich das Heimweh nach Braunschweig und nach Mutter und Schwester überkam. Nur einige kleine Tagreisen war er in Magdeburg von Braunschweig entfernt, aber er konnte es sich nicht leisten, seine Wanderzeit, die mindestens drei Jahre dauern mußte, zu unterbrechen. Wäre er vorher heimgekehrt, hätte er für den Spott nicht zu sorgen gebraucht! So unterblieb das Wiedersehen mit Braunschweig, und er mußte stoisch das Heimweh bekämpfen. Erst vierzig Jahre später sollte er seine Vaterstadt wiedersehen!

Als Brandes in Magdeburg einzog, fielen ihm Verse Schillers ein, und sogleich wurde sein Abscheu gegen Tilly wiederbelebt. Die herrliche Domkirche, eine der ältesten und schönsten Norddeutschlands, interessierte ihn nicht, mehr aber die Zitadelle, „Stern“ genannt, weil es hier Erinnerungen an die Freiheitskämpfer gab.

Über Halle, das ihn nicht sonderlich beeindruckte, wanderte er nach Leipzig. Von dieser „fast farblosen modernen Stadt, die nichts Monumentales“ an sich hatte, schrieb er, sie sei ihm „phantasielos und wenig geistesmächtig“ vorgekommen. Überall habe man ge-

spürt, daß die Stadt eine Stätte des Handels und nur des Handels sei! Die Messe sei der eigentliche Lebensinhalt der Stadt. Von der 14 bis 15 Jahre zurückliegenden Völkerschlacht sei im Gedächtnis der Bewohner nichts haften geblieben. Der König Friedrich August von Sachsen sei ja auch selbst nach dem furchtbaren Oktobertag 1813 praktisch auf seiten Napoleons verblieben. Im Grunde hat Brandes in den beiden Jahren, die er in Leipzig in einem großen Pelzgeschäft auf dem Brühl, in der Hauptstraße also, zubrachte, kein Verhältnis zur Stadt gewonnen, obwohl Leipzig der Mittelpunkt des Welt-Pelzhandels war. Die Pelzmessen boten aber, wie er notierte, mehr Gebrauchselle, und auch in der großen Kürschnerei, in der er arbeitete, wurden kaum Luxuspelze angefertigt. Deswegen habe er, so meint er, fast nichts in Leipzig dazugelernt.

Die Leipziger Ostermesse 1831 brachte — ohne daß dies abzusehen war — eine große Wende in das Leben von Carl Brandes. Ein Messebesucher war Pietro Polar aus Breganzona bei Lugano. Dieser besaß die einzige Pelzgroßhandlung südlich der Alpen und belieferte ganz Italien bis in den Süden der Halbinsel. Er suchte in Leipzig einen ersten Mitarbeiter für sein Geschäft. Brandes wurde unter Geschäftsfreunden kräftig empfohlen, und kurz entschlossen nahm der Tessiner den Mann aus Braunschweig mit an den Luganer See. Er wurde wie ein Sohn des Hauses aufgenommen und hatte vollen Familienanschluß. Der sprachbegabte Brandes lernte in kurzer Zeit die italienische Umgangssprache. Das Leben in der Familie war von der Kirche geprägt, der Besuch der hl. Messe am Sonntag selbstverständlich, das regelmäßige Familiengebet üblich. Brandes paßte sich zunächst aus Höflichkeit diesen Sitten an. Er wollte sich nicht absondern. „Vom Wesen der hl. Messe, der ich gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen mit der ganzen Familie beiwohnte“, schreibt Brandes, „verstand ich nichts. Dieselbe mochte damals wohl den Eindruck auf mich machen, den die Sonne auf einen Blinden macht.“ Das Gefühl, in solch gelebtem Glauben persönlich geborgen zu sein, war eigentlich wenig in ihm entwickelt. Aber in der menschlichen Atmosphäre der Familie fühlte er sich sehr wohl und gewisse Vorurteile, die er gegen katholische Christen aus der Jugendzeit mitbrachte, wurden schnell abgebaut. Nach einigen Jahren sprach er die älteste Tochter des Hauses an, ob sie seine Frau werden wolle. Die Werbung wurde ausgeschlagen, und er erfuhr, daß das Mädchen ernsthaft willens war, ins Kloster zu gehen. Zwar hat Brandes keine Auf-

zeichnungen über diesen Vorgang hinterlassen, aber wahrscheinlich muß diese Entscheidung eine tiefergehende Wirkung auf ihn gehabt haben; denn er verließ bald in Frieden und Freundschaft das Haus Polar, um in die Heimat zurückzukehren. Nach Jahren hat er auf der Durchreise nach Rom die Familie in Breganzona nochmals aufgesucht. 1849 schrieb Brandes: „Diese Familie ist durch gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit die meinige geworden und ich betrachte sie noch jetzt als solche.“

Als Brandes den Tessin im Sommer 1835 verließ, um nach Braunschweig heimzukehren, sah er seine Lebensbahn vom Beruf eines Pelzmachers her vorgezeichnet. Er wanderte zu Fuß gen Norden, stieg über den Simplonpaß und kam an einem Sonntagmorgen in Genf an. Die Stadt Calvins wurde für ihn die Stätte religiöser Lebensentscheidung. Sein Lebensweg führte ihn in eine ungeahnte und unerwartete Richtung.

Die große Wende im religiösen Leben

Brandes brachte dazu eigentlich kaum Voraussetzungen mit; denn er war durch und durch innerweltlich fixiert, d. h. tüchtig in seinem Beruf, den er liebte, der ihn ausfüllte und ihm Lebensinhalt bot. Seine Begabung, sein Können und seine Leistung kamen in seinem vom Beruf geprägten Leben voll zur Geltung. Brandes war in seinem Wesen nicht unausgefüllt, nicht unausgeglichen, unzufrieden mit sich und der Welt. Enttäuschung in der Liebe? Brandes macht die Bemerkung: „Die ersten Zuneigungen bei unverdorbenen Jugend halten sich wohl immer geistig und edel.“ Daß sich zwischen dem gebildeten jungen Mann aus dem Norden und der ältesten Tochter des Hauses Polar eine gegenseitige Neigung zarter und reiner Art entwickelt hatte, ist erwiesen, aber Brandes war robust genug, diesen „Liebeskummer“ zu überstehen. Es gibt kein Anzeichen dafür, daß diese Angelegenheit für seine religiöse Entwicklung relevant wurde. Mit der Rückkehr in die Vaterstadt Braunschweig sollte auch dieses Kapitel seines Aufenthaltes in Breganzona endgültig abgeschlossen sein.

Fragen wir nach dem religiösen Fundament im Leben von Brandes, so müssen wir zunächst und vordergründig sagen, seit seiner Jugend habe in seinem Leben der Glaube nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Von Braunschweig berichtet er, die Religion sei dort keine Angelegenheit gewesen, von der und über die man

mit andern gesprochen habe. Es sei in den mittleren und höchsten Kreisen nie von religiösen Dingen die Rede gewesen: „Man kann jahrelang mit den Leuten umgehen, ohne daß je ein Wort darüber gewechselt wird. Was von Religion da ist, ist im Innern und bleibt im Innern und erweckt nicht genug Interesse, um auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Daß man getauft und konfirmiert war, das verstand sich von selbst, es wäre unanständig gewesen, es nicht zu sein.“ Dabei bewegte man sich selbstverständlich in lutherischer Kirchlichkeit, da die Religion Martin Luthers die einzig richtige und gute war. Nähere Einzelheiten lutherischer Glaubenslehre bekümmerten niemanden. Das Gottesbild, das in Unterricht und Predigt verkündet wurde, war dem Rationalismus jener Jahre entsprechend wenig lebensvoll, es war blaß und formalhaft und hieß „Vertrauen auf ein mächtiges, unerforschliches Wesen“. Jesus wurde als ideale Persönlichkeit bezeichnet, das Geheimnis seiner gottmenschlichen Einmaligkeit so gut wie nie angesprochen. Martin Luther wurde — besonders im Jubiläumsjahr 1817 — heldisch und sogar nationalheldisch überzeichnet. Carl Brandes berichtet, er habe aus Anlaß des Reformationsfestes zum ersten Male so richtig erfaßt, daß es noch andere christliche Konfessionen gäbe. Dabei seien die Katholiken generell schlecht weggekommen, „verdummte Menschen, Wölfe in Schafspelzen, Knechte der Finsternis und das Papsttum zu Rom sei vom Teufel gestiftet“. Über einen Katholiken sprach man im damaligen Braunschweig nicht. „Es galt nur Haß und Verachtung gegen die Katholiken zu zeigen.“ Diese konfessionellen Denkmodelle und Verhaltensmuster haben den jungen Brandes „tief und nachhaltig“ geprägt, zumal er erst nach 1830 im Tessin katholische Christen leibhaftig zu Gesicht bekam, wobei allerdings gesagt werden muß, daß dieser Umgang keine direkt prägende Kraft auf ihn ausgeübt hat. Im Grunde lagen damals Glaube und Konfession schon zu weit außerhalb seiner Lebensinteressen.

Aus seiner Schülerzeit in Braunschweig berichtet er noch folgende interessanten Einzelheiten, die im Gesamtzusammenhang seiner religiösen Entwicklung gesehen werden müssen: „In unserer Anstalt herrschte die Ordnung, daß wir jeden Sonntag dem vormittäglichen Gottesdienst in der St. Magnikirche beiwohnen mußten. Der damalige Prediger an dieser Kirche, Pastor Henke, hat in mir die Erinnerung eines sehr würdigen Mannes zurückgelassen. Trotz des regelmäßigen Besuches dieses Gottesdienstes kann ich mich jedoch

nicht erinnern, daß uns jemals, sei es im Convikt oder in der Kirche, auch nur angedeutet worden wäre, welche Bedeutung der Gottesdienst im kirchlichen Leben habe, wie denn auch der Religionsunterricht in der Schule in gar keiner Beziehung zu dem in der Kirche gestanden hätte.“ Auch erinnerte sich Brandes nicht daran, daß jemals zu Hause über den Inhalt einer Predigt gesprochen worden wäre! Deswegen habe er wohl auch aus diesen Sonntagspredigten, die er doch jahrelang gehört habe, so wenige Erinnerungen! „Zu gewissen Zeiten mußten wir auch eine Nachmittagspredigt in der ‚Brüderkirche‘, einer ehemaligen Klosterkirche der Mindern Brüder vom Franziskanerorden, hören. Diese Kirche scheint einen gewissen Vorzug, von dessen Natur ich mir jedoch keine Rechenschaft zu geben weiß, vor den übrigen Stadtkirchen gehabt zu haben. Die Nachmittagspredigt hieß die (Doktorspredigt), vielleicht, weil sonst hier nur Doktoren der Theologie predigten. Hier wurden auch die Probepredigten der Kandidaten für Predigerstellen gehalten, was mit einer gewissen Feierlichkeit geschah.“

Zur katholischen Kirche von Braunschweig hatte der Schüler selbstverständlich keinen Kontakt. Im ganzen Herzogtum Braunschweig bestanden nur drei katholische Gemeinden, in Braunschweig, in Wolfenbüttel und in Helmstedt⁴. Insgesamt gab es etwa 2000 Katholiken. Die Kirchen dieser Gemeinden waren keine Pfarrkirchen im rechtlichen Sinne. Die Katholiken wurden der nächstgelegenen lutherischen Pfarrei zugerechnet. Den lutherischen Pfarrern schuldeten die Katholiken auch die Stolgebühren. Die Eheschließungen wurden von den protestantischen Kanzeln proklamiert. Für einen Krankenbesuch mit Spendung der Sakramente bestand für einzelne Katholiken in der Umgebung in der Regel Meldepflicht. Brandes schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Ich bin vielleicht ein- oder zweimal in meinem Leben durch die Straße gegangen, in welcher im Innern eines Hofraumes die katholische Kirche gelegen ist. Betreten habe ich weder diesen Vorhof, noch die Kirche jemals. Ein gewisses Grauen ist das einzige Gefühl, dessen ich mich erinnere, wenn ich vorbeiging.“ Von dem, was im Innern der Kirche geschähe, habe er gehört, daß ein Mann sich in wunderlichem Kostüm hin- und her-

⁴ Vgl. Karl Henkel, der für 1838 nur die drei Gemeinden für das „neue“ Dekanat Braunschweig anführt (Die kirchliche Organisation des Pfarrklerus der Diözese Hildesheim, Hildesheim 1912, S. 38).

bewege. Darauf beschränkte sich sein ganzes Wissen vom Gottesdienst der Katholiken und — so fährt er fort — „ich wußte auch noch mehrere Jahre später nicht mehr davon“. Die Beziehungen zur evangelischen Kirche wurden aber mit den Jahren ebenso schwächer. Von einem lebendigen Glauben im Sinne Luthers konnte keine Rede mehr sein, ohne daß er Agnostiker geworden wäre. Im Tessin, in eine katholische Familie wie ein Sohn und ein Bruder aufgenommen, lernte er katholisches Leben mit bestimmten Formen katholischer Kirchlichkeit kennen. Das beeindruckte ihn aber nicht so, daß er irgendwelche religiösen Anstöße davon abgeleitet hätte. Zwar machte er gelegentlich die Bemerkung, er hätte gern einmal dargestellt, was ihm an verschiedenen Lehren und Gebräuchen begegnet sei, aber daß es nicht zu dieser Darstellung kam, mag ein Zeichen dafür sein, daß damals die Welt des Glaubens nicht den Kern seines Wesens berührte.

Als Brandes als junger Lutheraner in solch religiöser Verfassung den Boden von Genf betrat, zog es ihn zunächst zur alten Peterskirche. Eine Gemeinde Calvins hatte sich hier zum Sonntagsgottesdienst versammelt. Die Teilnahme an diesem Gottesdienst hat in Brandes etwas Umstürzendes bewirkt, über das er allerdings so gut wie nichts berichtet hat. Nur wenige Bemerkungen, oft flüchtig auf einen Zettel geschrieben, hat er hinterlassen. Sein Mitbruder P. Morell⁵ hat sie so, wie er sie vorfand, mitgeteilt:

„Angesichts dieses trockenen, häßlichen, kalten und verarmten Cultus, in dem nichts zum Herzen sprach“, empfand er „Gestenarmut und Einseitigkeit des Protestantismus“. Der krasse Gegensatz zu „der frohen Gemütlichkeit der katholischen Feste“, die Brandes miterlebt hatte, wurde ihm fast brutal bewußt. Er spricht von einer puritanischen, harten, gemütlosen Sonntagsfeier. Zwar gibt er zu, daß er unbewußt wohl schon mehr Katholisches in sich aufgenommen habe als ein protestantisches Bewußtsein ertragen könne, aber „ein neues Licht ging mir nun in der Seele auf. Womit kann ich es vergleichen? Wie vermag ich es würdig zu preisen?“ Seine Antwort reicht bis in die Tiefen der Mystik.

„Die aufgehende Sonne ist ein Bild dafür. Wenn Sie emporsteigt aus den Tiefen des Himmels, beleuchtet sie zuerst die äußeren Gegenstände mit unmerklichem Schimmer und dann mit ihrem Vollicht und dringt nicht bloß glanzumflossen, sondern auch wärmend in

alle Pflanzen und Blumen und gibt denselben neues Leben. So erleuchtet das Vollicht des Evangeliums anfangs nur den äußeren Menschen, aber nach und nach dringen seine Strahlen in das Innere, um alles in uns zu beleben und zu heiligen, was der Erweckung fähig ist.“ Weiterhin: „Ich kam zu der Einsicht, daß die Religion den ganzen Menschen, nicht bloß den Verstand, das Gedächtnis, den Willen, sondern auch Herz und Gemüt erfassen, den ganzen Menschen durchdringen müsse. Eine Religion, die dies nicht tut, ist schon darum keine allgemeine menschheitliche. Für diese völlige Durchdringung hat die katholische Kirche besser gesorgt, als die protestantischen Bekenntnisse. Dies fühlte ich nun zum ersten Male und kam dann auch zu der klaren Erkenntnis davon . . .

Dies war der Anfang des Nachdenkens von der Forschung über die Verschiedenheiten . . .“

Er verließ das Gotteshaus in sonderbarer Erregung. Die Lage der Kirche, die von ihrer Höhe her die Stadt beherrschte, empfand er plötzlich mit peinlichem Mißbehagen: „Sie war mit Kalk getüncht, die Gegenstände des katholischen Kultus waren aus dem von Katholiken für Katholiken erbauten Gotteshause entfernt, die Wände kahl — gleichsam ein Palast reichster Architektur mit dem Hausrat und der inneren Einrichtung einer verarmten, herabgekommenen Familie . . . Dies alles sind freilich nur äußerliche und äußere Momente, den inneren Vorgang selbst beschreibt kein Wort. Es ist eine Gottestat in der Menschenseele. Bei aller Klarheit über das, was ich gewesen und was ich geworden bin, wäre ich nicht im Stande, den Übergang aus dem einen in den andern Zustand zu beschreiben.“

Sein Leben und seinen Glauben unterwarf er einer strengen Prüfung, und so trostlos das Resultat für ihn auch war, so verdanke er ihm doch „den Antrieb zu der für mein ganzes Leben so wichtigen Entscheidung“. — Er kommt zu dem Ergebnis:

⁵ P. Gall Morell OSB hat aus den nachgelassenen Papieren des P. Brandes und aus persönlichen Erinnerungen einen Beitrag zur Sammlung von Convertitenbildern von Rosenthal III, 2 beigesteuert. Dem Zweck des Buches entsprechend wurde vor allem der Frage des Übertritts in die katholische Kirche besondere Beachtung geschenkt. D. A. Rosenthal: Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert 3 Bde., Regensburg 1868 ff.

„Es war ein plötzlicher Einblick in ein tief verhülltes Mysterium; ein klares Anschauen noch ganz ohne Nachdenken.“

Brandes stand erschüttert ratlos auf der Straße von Genf. Er erkannte, daß er in dieser Gemütsverfassung nicht nach Braunschweig und zu seiner Familie zurückkehren konnte. Welchen Rat hätte er in Braunschweig finden, wen überhaupt ansprechen können? Und deswegen beschloß er, nach Frankreich zu reisen, wo er glaubte, in Clermont in der Auvergne neue geschäftliche Verbindungen aufnehmen zu können. Als er über Lyon in Clermont eingetroffen war, wurde er ernstlich krank. Offensichtlich hatten die seelischen Erschütterungen, ausgelöst durch seine religiöse Unruhe, dazu beigetragen. Er lernte hier den Dom- und Stadtpfarrer von Clermont, einen erfahrenen Seelsorger namens Chartier, kennen. Weil er volles Vertrauen zu ihm faßte, schilderte er ihm unverhüllt seine geistige und geistliche Situation. Chartier scheint zunächst beruhigend auf ihn gewirkt zu haben und reichte ihm einige Bücher von Bossuet und Fenelon zu. Über die Gespräche selbst hat Brandes keine näheren Aufzeichnungen gemacht. Nur ist in diesen Gesprächen klar geworden, daß er katholisch werden, ja sogar Theologie studieren wollte, um Priester zu werden. Es kam noch ein drittes Ziel hinzu: Er wollte Mönch werden. Das waren nun jedenfalls drei Lebensziele, die nicht aus dem Augenblick heraus angegangen werden konnten. Pfarrer Chartier verwies den suchenden Brandes nach Paris und empfahl ihn dem großen Prediger Lacordaire (1802—1861), der in jener Zeit bemüht war, den Predigerorden des hl. Dominikus in Frankreich wieder zu begründen⁶. Brandes stieß in Paris auf eine Priestergemeinschaft in St. Etienne du Mont, die unter Leitung von Lacordaire nach den Regeln des hl. Dominikus lebte. Über sein Zusammentreffen mit Lacordaire schreibt Brandes: „Es war in jener Epoche seines Lebens, wo er sich von dem unglücklichen Abbé de Lamennais losgesagt hatte, wo Gehorsam und Glaube in seiner Seele den schönsten Triumph feierten und er dem Heiligen Vater durch seine freudige Unterwerfung zum Troste gereichte. . . Bereits hatten die ersten Laute seiner hinreißenden Beredsamkeit die Pariser in Staunen und Verwunderung versetzt. Es war im Jahre 1835, wo er in seiner ersten Konferenz in Notre Dame das verwunderte Auditorium mit den Worten apostrophiert hatte: ‚Versammlung, was bist du suchen gekommen? die Wahrheit? du hast sie also nicht, bist nicht in ihrem Besitz?‘“

Lacordaire prüfte den ihm empfohlenen jungen Norddeutschen, erkannte dessen vortreffliche Anlagen, Kenntnisse und dessen Willenskraft, fand aber doch im ganzen, daß der Predigerorden nicht für ihn passe, daß er eher mit der Feder als mit dem lebendigen Worte zu wirken befähigt sei. Deswegen empfahl er ihn weiter an Abbé Prosper Guéranger (1805—1875), der dabei war, den Benediktinerorden in Frankreich wieder herzustellen⁷.

Der Bischof von Mans hatte ihm, Guéranger, das ehemalige Benediktinerpriorat Solesmes, das bereits Jahrhunderte bis zur Französischen Revolution geblüht hatte, zur Verfügung gestellt, um Priester und Laien nach der Regel des hl. Benedikt zu einem Klosterleben zusammenzuführen. 1832 hatte der Bischof dem gemeinsamen klösterlichen Leben vorläufige Statuten gegeben und sie offiziell approbiert. Das war zwar ein kirchlicher Rechtsakt, hatte aber für die Gründung eines Benediktinerklosters keine Bedeutung. Guéranger mußte vom Hl. Stuhl in Rom die Bewilligung zur Gründung eines neuen Benediktinerklosters erhalten. Und diese war nur zu erreichen, wenn Guéranger zunächst selbst ordnungsgemäß Mönch in einer Benediktinerabtei wurde. Er mußte zunächst Novize werden. Deswegen begab er sich nach Rom in die Abtei St. Paul vor den Mauern. In Rom knüpfte er viele persönliche Beziehungen an. Erzbischöfe aus Frankreich, Kardinäle und Kongregationspräfekten in Rom unterstützten ihn dabei. Guéranger durfte am 26. Juli 1837 zu St. Paul die feierliche Profess in die Hände des gelehrten Abtes Bini ablegen. Am 1. September des selben Jahres erließ Papst Gregor XVI. ein bedeutsames Dekret: Solesmes wurde zur Abtei erhoben, der bisherige Prior Guéranger wurde Abt und Generalsuperior der neuen französischen Benediktinerkongregation, die die alte glorreiche benediktinische Tradition, die für immer mit dem Namen Cluny verknüpft ist, fortsetzen konnte. Solesmes wurde in wenigen Jahren eine Pflanzstätte liturgischer Erneuerung für ganz Europa, nicht zuletzt durch die bewußte Pflege des Gregorianischen Choralen. Vor allem die Theologie des Gottesdienstes, die im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert weithin verkümmert war, erhielt durch Soles-

⁶ Lacordaire, Henri, als Dominikaner Dominique, hat es verstanden, der kritischen Jugend seiner Zeit durch „Konferenzpredigten“ die ewigen und wahren Werte des Lebens im Glauben zu erschließen. Vgl. J. Honnef, Lacordaire, Leben und Werk, Paderborn 1924.

⁷ Prosper Guéranger, A. Guépin, Solesmes et Dom Guéranger, Le Mans 1876; deutsch 1877.

mes und ihren Abt Guéranger neue Impulse. Das, was wir in der liturgischen Feier als klassische Form bezeichnen, fand in Solesmes erste Gestaltung und exemplarische Prägung.

Die Begegnung von Carl Brandes mit Guéranger wurde für beide in höchstem Maße bedeutsam: „Von der bedeutenden Persönlichkeit dieses ausgezeichneten Mannes angezogen, blieb ich einige Monate während der ersten Einrichtung von Solesmes bei ihm und legte dann nach vorhergegangenem Religionsunterricht am Feste von Mariä-Verkündigung 1835 in der Kirche von Solesmes das katholische Glaubensbekenntnis ab.“ Der nächste Schritt zielte auf die Mitgliedschaft in der benediktinischen Ordensfamilie. Ein Brief an die Mutter in Braunschweig mit der Mitteilung, daß das Leben eine andere Richtung erfahren sollte, fand keine Zustimmung: „Sie tadelte mich in ihrer Antwort strenger und härter, und darum schmerzlicher, als ich es erwartet.“ Dagegen kommt in einem Brief der Familie Polar aus Lugano freudige Zustimmung zum

Ausdruck. „So trat ich in Solesmes ein.“ Er überließ den Anteil am geringen Erbe seines Vaters seiner Schwester. Was er allerdings selbst in seinem bisherigen Berufe verdient und gespart hatte, brachte er mit nach Solesmes, wo er nach einjährigem Noviziat mit den andern Mitgliedern der benediktinischen Gemeinschaft die ersten und einfachen Klostergelübde ablegte. Als nun am Anfang des Jahres 1837 Guéranger nach Rom reiste, um die Gründung der Abtei einzuleiten, nahm er Carl Brandes mit. Die beiden machten das offizielle vorgeschriebene benediktinische Noviziat also zusammen, und nur wenige Tage, nachdem Guéranger seine Profess gemacht hatte, tat dies am 30. Juli 1837 Carl Brandes — und zwar in Subiaco, im Stammkloster St. Benedetto, wo sich bekanntlich der hl. Benedikt in eine Höhle zurückgezogen hatte. Der römische Aufenthalt war für den jungen Benediktiner höchst anregend, aber für sein Studium nicht tiefgreifend genug. Die notwendigen theologischen Studien absolvierte er nach seiner Rückkehr in Solesmes, wo er am 22. Dezember 1839 die



Der Kupferstich zeigt die Benediktinerabtei Einsiedeln in dem Zustand, in dem P. Carl Brandes sie 1837 bei seinem ersten Besuch vorgefunden haben dürfte.

Priesterweihe erhielt. Mit seinem Abt widmete er sich dem Auf- und Ausbau der Abtei, wobei er versuchte, auch aus Deutschland Mittel herbeizuschaffen.

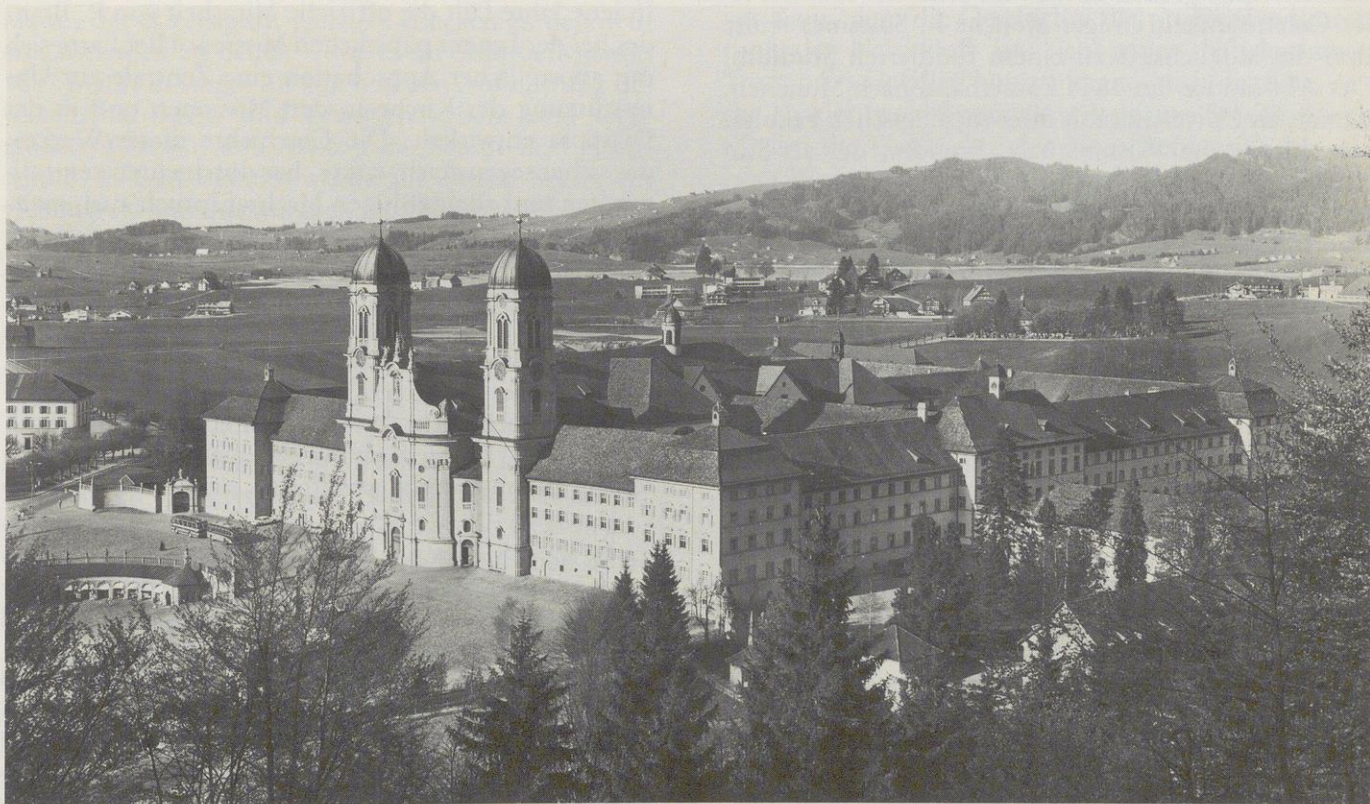
Abt Guéranger schickte ihn 1840 nach Bayern. Ein französisch geschriebener Bericht, der teilweise erhalten ist, besagt, daß Brandes auch eine Audienz beim König Ludwig I. hatte. Der König hatte mehrere Benediktinerklöster und Abteien in seinem Lande wiederhergestellt. Für Solesmes konnte Brandes keine nennenswerten Mittel erhalten; denn anscheinend verstanden die Potentaten, die er ansprach, nicht das besondere theologische, liturgische und benediktinische Anliegen, das mit Solesmes verbunden sein sollte.

Am 4. Dezember 1840 kam er erstmals nach Einsiedeln. Nach dem Wunsche Guérangers sollte er hier studieren und vor allem das benediktinische Ordensleben intensiv kennenlernen. Kloster Einsiedeln nahm ihn als Hospitant auf, doch schickte man ihn im Au-

gust 1841 in das bei Basel gelegene Benediktinerkloster Mariastein, wo er jüngere Kleriker unterrichten sollte. Dies wurde für Brandes der erste Einstieg in die tieferen Zugänge theologischer Wissenschaft. Auch erste literarische Arbeiten entstanden hier, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiet der Kirchengeschichte. Eindringlich beschäftigte er sich mit Klosterfragen und mit der Ordensgeschichte. Seine Ausführungen nennt P. Gall „verklärt durch Gemüt und Phantasie, nicht aber genugsam geläutert durch Erfahrung und Kenntnis des Lebens“. Eine Reise nach Straßburg und Freiburg i. Br. verschaffte Kontakte zu Professoren der theologischen Fakultäten. Die Namen Hirscher und Staudenmaier tauchen auf.

Im Mai 1843 kehrte Carl Brandes nach Solesmes zurück. In Einsiedeln hatte er eine wohlgeordnete Abtei erlebt, in Solesmes türmten sich Schwierigkeiten mannigfacher Art auf.

Die Abtei mußte sich profilieren. Das war leichter ge-



Heutige Ansicht von Wallfahrtskirche und Klosteranlage Einsiedeln.

sagt als getan: denn wenn der Abt auch einen theologischen Schwerpunkt in der Liturgie des Gottesdienstes sah, so gab es doch in der Klostergemeinde auch Kräfte, die an Traditionen des benediktinischen Mönchtums vor der französischen Revolution anknüpfen wollten. Im Grunde genommen war die Abtei arm und ohne nennenswerten Besitz, aber es gab im Kloster Mönche, die durch Aufnahme von Darlehen und Hypotheken Neu- und Umbauten vornehmen lassen wollten, die der Abtei auch von außen gesehen ein Gewicht verleihen sollten. Das verschlang immer mehr Geld. Die Ökonomie war anscheinend verheerend. Der Abt verstand nicht viel von weltlichen Geschäften, und P. Carl Brandes, der von seinem früheren Beruf her ein besserer Ökonom hätte sein können, wurde offensichtlich nicht gefragt. In einer späteren Darstellung dieser Dinge, die Brandes ohne jeden Akzent der Enttäuschung oder gar Verbitterung vor dem Abt und dem Konvent von Einsiedeln in seinem Aufnahmegesuch in die Schweizer Abtei ausbreitete, sagte der Mönch, er habe dieses Geschäftsgebaren abgelehnt. Für Carl Brandes kam noch ein Problem hinzu, das er in Solesmes erst richtig erkannte. Er entdeckte nämlich seine großen Lücken im Studienwege. Bei aller Gelehrsamkeit einiger Mönche in Solesmes fehlte ihm die Möglichkeit zu einem fundierten Studium. Der Abt sandte ihn 1844 kurzerhand nach München, damals als Universität mit ihrer theologischen Fakultät eine Zierde der Wissenschaft. Brandes, der als Student im Georgianum wohnte, fand Zugang zum Görreskreis, der die Historisch-Politischen Blätter trug. Der sprachbegabte und wortgewandte Mönch fand freundliche Aufnahme. Es gab unter den Männern, deren Name Klang hatte, einige Konvertiten, die „den Mann aus Braunschweig“ brüderlich empfangen, so Philipps und Jarcke. Klemens Brentano, Friedrich Windischmann, Döllinger, Ringseis, Emilie Lindner und die Familie Görres bestimmten die geistige Atmosphäre dieses weltberühmten Kreises. Johann Adam Möhler war schon einige Jahre tot, doch seine Schriften gingen immer noch reihum. Brandes hat seine Theologie hauptsächlich von Möhler her bezogen. Noch in späteren Jahren hat er ihn immer wieder — oft auswendig und manchmal auch ohne Angaben von Zitateichen — zitiert, so daß man sagen darf, er habe sich mit der Theologie Möhlers weithin identifiziert.

Nach einem Jahr rief Abt Guéranger P. Carl Brandes nach Solesmes zurück. Der Mönch folgte dem Ruf ohne jede Einwendung, obwohl man sich gut vorstellen

kann, daß Brandes gerne noch länger in München geblieben wäre. Der Abt hatte einen besonderen Auftrag für ihn. Er sollte in Paris ein Filialkloster gründen und dessen Leitung übernehmen. Die äußeren Verhältnisse waren sehr schwierig. Die Universität bot wenige Anknüpfungspunkte. Literarische Unternehmungen wie „Univers“ und „Correspondant“ schafften Kontakte zu Literaten mit klangvollen Namen, so zu den beiden Veüillots, zu Ozanam und vor allem zum Grafen v. Montalembert, mit dem eine sehr freundschaftliche Verbindung entstand, die zur Übersetzung der „Mönche des Abendlandes“ durch Brandes führte. Der Plan, eine klösterliche Filiale zu gründen, scheiterte aber an finanziellen Schwierigkeiten. Die Gründung des „Auxiliaire catholique“ brachte nicht die geplante wirtschaftliche Entlastung. Eine Mission für die vielen Tausende von Deutschen in Paris und eine finanzielle Unterstützung durch den Erzbischof d’Affre von Paris sicherten zwar das Existenzminimum, doch zehrte der harte Einsatz an der gesundheitlichen Kraft von P. Carl Brandes. Er wurde schwer krank und mußte aufgeben.

In jene Jahre fällt die offizielle Mitarbeit von P. Brandes bei der Lyoner päpstlichen Mission. Hier hatte sich mit apostolischer Approbation eine Zentrale zur Unterstützung der Kirche in den Missionen und in der Diaspora entwickelt. Die Geschichte dieses Werkes, das sicher segensreich wirkte, hat durch einen zentralistischen und alleingültigen Machtanspruch auch manches Unheil für die kirchliche Entwicklung Europas im 19. Jahrhundert angerichtet. Brandes hat nur die guten Seiten des Werkes gesehen. Er hat sorgfältig Buch geführt über alle Einnahmen und Ausgaben. Noch in späteren Jahren, als er in Einsiedeln lebte, war er für dieses Werk, das sich „Verein für Glaubensverbreitung“ nannte, intensiv tätig, und er hat damals auch schon Hilfen für die katholische Gemeinde seiner Heimat in Braunschweig vermittelt.

Seine benediktinische Sendung in Paris war gescheitert. Er war krank und mußte sich aus Wissenschaft und Seelsorge zurückziehen. Die Pariser Niederlassung wurde aufgelöst. Die Verhältnisse in Solesmes waren aber auch immer noch nicht befriedigend. Viele Mitglieder traten aus, gingen in andere Klöster oder meldeten sich zur Mission nach Australien. Eine befreundete Familie nahm den kranken Brandes liebevoll in ihr Schloß auf und pflegte ihn gesund. Langsam genas er.

Mönch in Einsiedeln

Nach Solesmes wollte er nicht zurückkehren. Mit Billigung des Abtes Guéranger richtete er ein längeres und ausführliches Aufnahmegesuch nach Einsiedeln. Er stellte den Kapitularen von Einsiedeln seine Situation dar, schilderte seinen Lebensweg und legte sein Inneres dem Konvent offen. Er bat um die Aufnahme ins Kloster Einsiedeln. Das Entlassungsschreiben von Abt Guéranger vom 4. Mai 1847 ging direkt nach Einsiedeln. P. Brandes wurde zunächst als Hospitant aufgenommen und 1850 endgültig als Mönch mit allen Rechten und Pflichten inkorporiert.

Der Eintritt ins Kloster Einsiedeln fiel in eine Zeit, die für die Abtei nicht gerade günstig war; denn die gesellschaftlichen und politischen Unruhen der vierziger Jahre hatten die Klöster auch in der Schweiz in die Schußlinie des Liberalismus gebracht. Zwar konnte man nicht von einem direkten Kulturkampf sprechen, aber es wurden allenthalben in Zeitungen und Druckerzeugnissen klosterfeindliche Töne angeschlagen. Der damals junge Abt von Einsiedeln, Heinrich Schmid, war ein tatkräftiger und weitschauender Mann, der es verstand, „sichere Brücken zu den neuen Zuständen zu bauen“, wie es im Schulbericht von 1867 heißt. Er sorgte für einen neuen Aufschwung des wissenschaftlichen und geistigen Lebens und legte großen Wert auf den Ausbau der Schule und Hochschule. P. Carl Brandes wurde auf diesem Sektor ein vielseitiger und hervorragender Mitarbeiter. In den Privatakten, die das Klosterarchiv aufbewahrt, wird der bedeutsame Satz zur Charakterisierung von Brandes überliefert: „P. Karl war unstreitig einer der geistig am hochstehendsten Kapitulare unter Abt Heinrich“ (Nekrolog im Jahresbericht der Stiftsschule 1868).

Die Stiftsschule blühte kraftvoll auf. In manchen Schuljahren drängten die Schüler in einer Zahl heran, die größer war als in früheren Jahren die Gesamtzahl der Schüler. Im Jahresbericht 1868 wird die Tätigkeit von P. Carl Brandes wie folgt beschrieben: „Am Lyceum lehrte der neue Professor — Professor seit 1847 — Geschichte, oder eigentlich Philosophie der Geschichte, was auch für alle folgenden Jahre sein Hauptfach und sein Hauptstudium blieb. Die mehr kirchliche und religiöse Seite dieser so höchst umfassenden Wissenschaft, Kirchengeschichte nämlich, vorzüglich Ordensgeschichte, biblische Archäologie oder Altertumskunde, lehrte er abwechselnd am Theologi-

cum, welches zwar vor 1847 für die Mitglieder unseres Stiftes schon bestand, jetzt aber durch Besuch von Klerikern aus andern Klöstern des Benediktiner- und Zisterzienserordens und von Kandidaten des weltlichen Klerus erweitert wurde.“ Aus einem Vortrag über „das Grundprinzip der Weltgeschichte“ (Einsiedeln 1848) bringen wir als Stilprobe einige wörtliche Zitate: „Die Weltgeschichte und in ihr das in Kampf und Streit wachsende Reich Gottes auf Erden soll ich in seiner Entfaltung Ihnen deuten; ich soll Ihnen die Gesetze dieser allmählichen Entfaltung klar vor die Anschauung bringen, damit die Geschichte, weil sie in diesen Gesetzen ihr belebendes und vorzüglich ihr heiliges Prinzip hat, sich alsdann in ihrem ganzen Verlaufe wie ein in sich durchgängig gegliedertes Ganze vor Ihrer Betrachtung darstelle; also zwar, daß, wie in allem Lebendigen das Ganze in jedem Teile auch im Ganzen lebe, und Anfang, Mitte und Ende, und Alles, was dazwischen liegt, in steter Wechselbeziehung zu einander stehe.“ Weiterhin heißt es: „Überlassen wir es den Heiden, in ihrer Weltanschauung bald die konkrete, bald die abstrakte Natur an die Stelle des unendlichen Gottes, des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde, zu setzen: lassen wir Kant, dem die Geschichte die progressive Entfaltung der Naturkraft ist, sich seinen babylonischen Turm nach Gefallen konstruieren. Auch der edle, reiche Herder, wohl besser als seine ganze Schule, lassen wir ihn die Geschichte des Menschengeschlechts auf seine Weise ordnen, sie unabänderlich an den Breitengrad, an das Berg- und Flußsystem der Kontinente anknüpfen; wir sehen ihn mit innigem Bedauern, seine gewaltige Kraft so nutzlos abmühen, um diese höchst untergeordneten Faktoren als bewegendes Prinzip der Gesamtentwicklung der Menschheit voranzustellen. Wir lassen Hegel und seine vier Erscheinungsweisen, unter denen die Weltseele dem Menschen und der Menschheit substantiell, individuell, aus beiden gemischt, mit beiden im Kampfe unaufhörlich offenbart. Wir lassen diese pantheistische Sublimation; — für uns ist es der Odem Gottes, der, wie er Urbeginns dem Menschen eingehaucht ist, ihr die lebendige Bewegung mitteilt, sie begeistert und be-seelt. — Gott ist überall in der Geschichte gegenwärtig, das Erste und das Letzte, und von ihm — zu ihm geht aller Weg.“

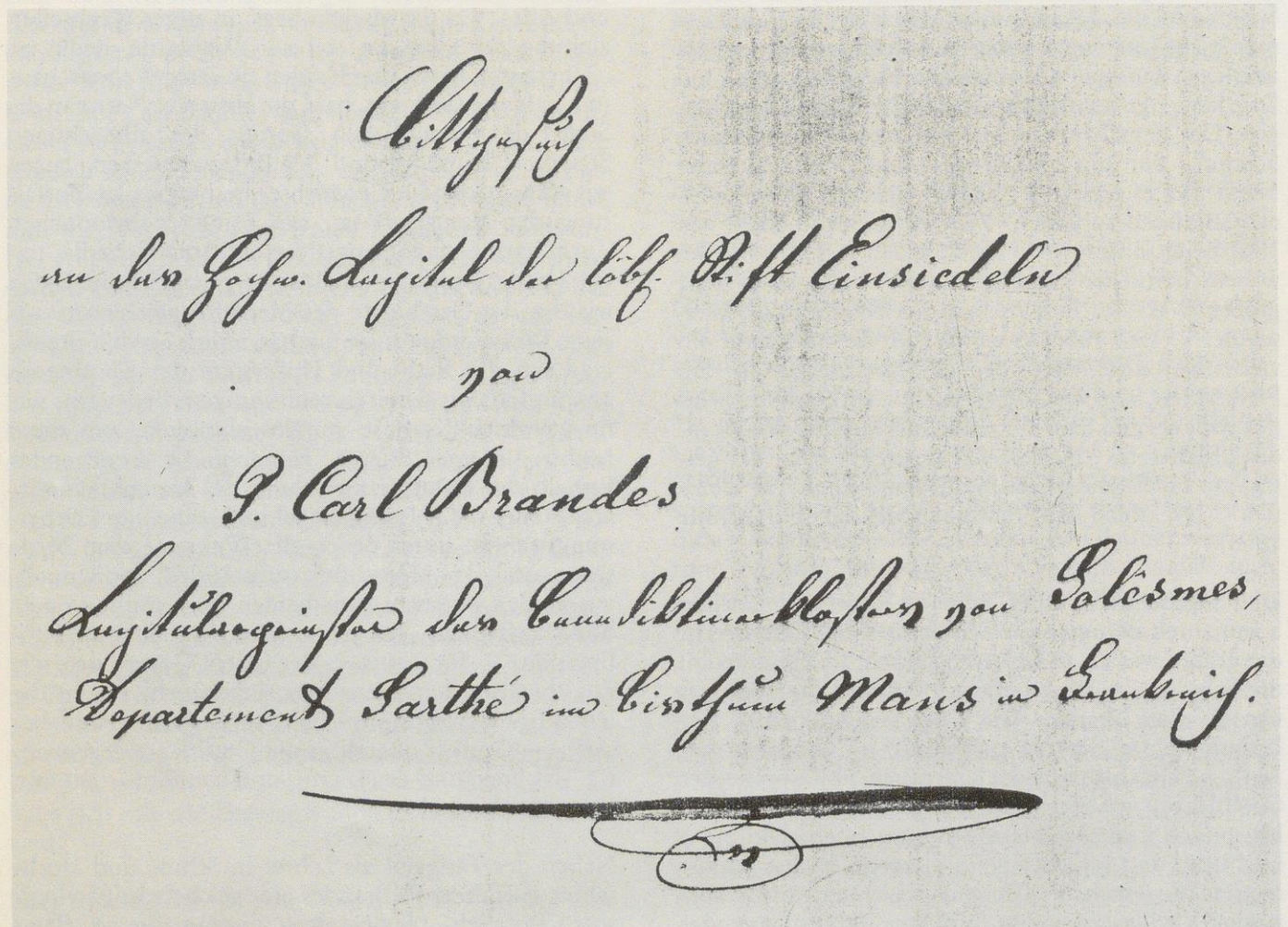
Neben der Tätigkeit als Lehrer in Schule und Hochschule entfaltete P. Brandes eine reiche schriftstellerische Tätigkeit. Außer dem monumentalen Band „Mönche des Abendlandes“, den Montalembert ge-

schrieben, Brandes übersetzt und für deutsche Verhältnisse überarbeitet hatte — weswegen der französische Autor den deutschen Herausgeber seinen „Mitarbeiter“ genannt hat —, sind fast alle seine literarischen Produkte „Gelegenheitsschriften“, Schulschriften, Predigten, Schulprogramme, Festschriften, Polemisches und Asketisches. Das bereits erwähnte Schulprogramm von 1868 sagt zu den Druckschriften von P. Brandes: Streng theologisch und dogmatisch behandelt ist nur eine Schrift, die „Über Lehrsatz und Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä“, die 1854 aus Anlaß der Verkündigung dieses Dogmas erschien.

Mehr mit Kirchenrecht und Kirchengeschichte verwandt sind zwei Schriften über das Papsttum, die ei-

ne: „Der Papst als Fürst des Kirchenstaates“, erschien schon 1849, wird aber weit übertroffen von des Verfassers letztem Werk: „Petrus in Rom und Rom ohne Petrus“, das 1865 erschien, sogleich eine zweite Auflage erlebte und in Amerika ins Englische übersetzt wurde⁸. Seine gesamte theologische Arbeit jener Jahre in Wort und Schrift trugen ihm die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Wien ein. Die Verleihung im Rahmen eines Akademischen Festaktes der Universität, in dem von allen Fakultäten

⁸ Man vergleiche das stattliche Verzeichnis der Schriften von P. Carl Brandes, das im Archiv von Kloster Einsiedeln aufbewahrt wird. Im Professbuch Stift Einsiedeln (1933) vollständig abgedruckt. Das Verzeichnis kann gesondert vom Klosterarchiv bezogen werden.



Handschriftenprobe von Carl Brandes aus dem Jahr 1847.

Ehrenpromotionen ausgesprochen wurden, hat Brandes ausführlich geschildert. Die Festrede des Rektors Hyrtl „in klassischem und elegantem Latein“ war für Brandes und sicher für viele andere Zuhörer ein großer Genuß⁹.

Zu seiner mehr wissenschaftlichen Tätigkeit kam noch eine andere, die für Einsiedeln wichtig und für ihn selbst charakteristisch war. Er wurde der Beichtvater für Pilger „aus höheren Ständen“. Es hatte sich in diesen Familien herumgesprochen, daß Brandes ein weitgereister und gebildeter Mann war, der auf Grund seiner Erfahrung gut zu raten verstand. Auf diese Weise bekam er vielfältigen Zugang zu adligen Familien, für die er Vertrauter und Berater wurde. Seit 1854 verband ihn eine geradezu innige Freundschaft mit dem Oberzeremonienmeister am Königlichen Hofe zu Berlin, einem Freiherrn Rudolph von Stillfried, der 1858 Grande von Portugal und Graf von Alcantara wurde. Ebenfalls engere Beziehungen pflegte er zu dem Fürstlich-Hohenzollerschen Kammerherrn Baron von Mayenfisch in Sigmaringen. Über diese Verbindungen konnte Brandes neue Fäden zu adligen Familien knüpfen, so zur Königlichen Familie von Sachsen und zur Fürstlichen Familie von Hohenzollern zu Sigmaringen, die allerdings schon lange enge Beziehungen zum Stift Einsiedeln hatten. Es kann die Bedeutung solcher Verbindungen für die Entwicklung von Einsiedeln nicht hoch genug eingeschätzt werden, auch wenn uns Heutigen das nicht mehr viel sagt. Nicht ohne Freude erwähnt Carl Brandes, daß einige seiner Schriften auch bei Hofe in Berlin gelesen worden seien, namentlich seine Lebensbeschreibungen des hl. Benedikt und des hl. Meinrad, auf die Königin Augusta von Preußen später zu sprechen kam, als Brandes ihr in Berlin begegnete.

Der „Verein der Glaubensverbreitung“ fand in Einsiedeln einen Stützpunkt für die Schweiz, für Österreich und die süddeutschen Staaten. Zwar war das schon 1830 der Fall, aber erst P. Carl Brandes brachte intensives Leben in dieses Werk. Im Archiv von Einsiedeln befindet sich ein Brief von Brandes an Abt Heinrich vom November 1853, in dem er vom Entwurf eines Memorials an die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens berichtet. Er warte nur noch auf die Zustimmung des als Publizisten bekannten P. Beda. Die Initiative des Vereins wurde auch in den Vereinigten Staaten wirksam. Im „Transatlantischen Wahrheitsfreund“, einer vom „Verein zur Glaubensverbreitung“ in Cincinnati geförderten Zeitschrift für

deutsche Auswanderer, kann man im Oktober 1853 einen Bericht finden, daß auch Benediktiner aus dem deutschen Sprachgebiet die Auswanderer begleiteten. Ein aus Einsiedeln stammender P. Hieronymus Buschmann wurde in Cincinnati zum Propst ernannt.

Die Kenntnis der Fremdsprachen hat sicher dazu beigetragen, daß P. Carl Brandes zu einer Art „Außenminister für das Kloster Einsiedeln“ wurde. Er führte den Schriftverkehr, auch mit Italien und Frankreich. Er pflegte mannigfache persönliche Kontakte.

Es ist aus den Akten nicht zu ersehen, wann der Gedanke zum erstenmal bei Brandes auftauchte, etwas für die arme und kleine Diasporagemeinde seiner Heimat in Braunschweig zu tun. Wir besitzen keine Familiennachrichten, übrigens auch nicht über den Tod seiner Mutter und die Hochzeit der Schwester, obwohl Art und Form der herzlichen Begegnung mit der Familie im Jahre 1867 darauf schließen lassen, daß gute verwandtschaftliche Kontakte bestanden, mindestens im Laufe der Jahre geknüpft worden waren. Es liegt auch kein „Bittgesuch“ des Pfarrers von Braunschweig vor, der ja immerhin an den geistlichen Sohn der Stadt, der solche Berühmtheit erlangt hatte, eine Bitte um Unterstützung und Beihilfe hätte richten können. Nichts dergleichen! Es wird nur im Rahmen seiner Tätigkeit für die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens schon sehr früh — und zwar in der Pariser Zeit, also in der Mitte der vierziger Jahre — erwähnt, daß Brandes durch seine Empfehlung an gutwillige Potentaten nicht unbeträchtliche Mittel für die Diasporagemeinde St. Nikolai in Braunschweig vermitteln konnte. Entweder wollte Brandes nicht, daß darüber in Braunschweig viel bekannt wurde oder aber, was auch möglich ist, daß Unterlagen dieser Art in Solesmes zurückgeblieben und verschollen sind; denn auch andere Gegenstände und Bücher sind bei der Übersiedlung nach Einsiedeln in Solesmes zurückgeblieben, da der Umzug direkt von Paris in die Schweizer Abtei erfolgte.

In derselben Zeit, in der man sich in Einsiedeln zur Jahrtausendfeier rüstete, traf man in Braunschweig die Vorbereitungen zum Millenium der Stadt. P. Brandes mußte sich mit der Jahrtausendfeier seiner

⁹ Vorarlberger Landeszeitung vom 8. April 1865. Nach dem Zeitungsbericht, der im Archiv von Einsiedeln liegt, wurden damals 16 ausgewählte Männer aus ganz Europa zu Ehrendoktoren promoviert.



Ostansicht von St. Nikolai, eineinhalb Jahrhunderte lang die einzige katholische Kirche in Braunschweig. Aufnahme von 1907. Die Bauvorschrift wies an, daß katholische Gotteshäuser in der Straßenflucht zu stehen und hinter einer Häuserwand zurückzutreten haben.

Abtei beschäftigen. Er begann aber auch, sich mit Braunschweig zu befassen, wobei ihm als Historiker nicht verborgen blieb, daß er sich auch in seiner Heimatstadt in benediktinischer Tradition bewegte. Vielleicht war ihm dies früher nie so bewußt geworden wie jetzt. Brandes entdeckte die katholische Vergangenheit des tausendjährigen Braunschweig. Mehr und mehr wuchs in ihm die Neigung, die Heimat einmal wiederzusehen. Der Drang der Geschäfte in Einsiedeln aber hinderte ihn an der Ausführung seines Planes. Am 25. April 1867 nun fand in der St.-Hedwigs-Kirche zu Berlin die feierliche „Vermählung der Durchlauchtigsten Prinzessin Marie zu Hohenzollern-Sigmaringen mit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Philipp von Belgien, Grafen von Flandern, Her-

zog zu Sachsen“ statt. Dieses Ereignis schlug in Berlin Wellen, weil der gesamte Hochadel an dieser Feier teilnahm. P. Carl Brandes hatte eine offizielle Einladung zu dieser Feier erhalten. Er konnte und durfte sie nicht ausschlagen. So fuhr der Mönch von Einsiedeln mit Erlaubnis seines Abtes am 9. April nach Deutschland. Er machte mehrmals Station, so in Freiburg i. Br., in Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Düsseldorf, Hildesheim, Braunschweig, Berlin, Dresden, Prag, Regensburg und München. Menschlicher Höhepunkt dieser Reise war für Brandes sicherlich die Begegnung mit seiner Familie in Braunschweig, der glanzvollste Höhepunkt die Hochzeitsfeier in Berlin. Brandes reiste größtenteils mit dem Zug. Nur die Strecke von Mainz bis Köln legte er mit dem Schiff zu-

rück. Diese Schiffsfahrt wurde in jenen Jahren eine touristische Sensation.

In Freiburg i. Br. besuchte der Mönch den greisen Erzbischof Hermann von Vikari, die Professoren Alban Stolz, Buß, Alzog (der auch am Hildesheimer Priesterseminar gelehrt hatte) und „den vortrefflichen Buchhändler Herder“. Das nächste Reiseziel war Mainz, wo ihn sowohl Regens Moufang freundschaftlich als auch Bischof von Ketteler „mit großer Güte“ empfangen. An demselben Morgen besuchte Brandes noch die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die als Konvertitin und Schriftstellerin eine damals bekannte Persönlichkeit war. Der reisende Pater hat das Leben in Mainz, vor allem das kirchliche, ausführlich geschildert. Die Rheinfahrt mit dem Dampfschiff, die morgens schon um 6.30 Uhr begann, führte den Benediktiner nach Koblenz und Bonn, wo persönliche Kontakte zu den Professoren Walter und vor allem Dieringer bestanden. Das nächste Ziel war Köln. Am Dom wurde noch gebaut: „Das Innere machte den Eindruck der Vollendung und ist wahrhaft überwältigend.“ Auch hier schildert Brandes lebhaft seine Begegnungen in Köln. Man gewinnt einen Eindruck vom kulturellen und sozialen Leben der Stadt jener Zeit. In Düsseldorf war er Gast der Fürstlichen Familie von Hohenzollern. Die Herrschaften wohnten in einem kleinen Schloß in Pempelfort, das heute noch steht und „Jägerhof“ genannt wird. Wieder bewundert man die Schilderungen von Brandes, die prall gefüllt sind mit Beobachtungen mancher Art. In der Fürstlichen Familie herrschte eine verhaltene Aufregung ob der bevorstehenden Hochzeit in Berlin, aber die Tage in Düsseldorf zeigen, daß Brandes zur Fürstlichen Familie gehörte und das volle Vertrauen aller Familienmitglieder besaß. Man wünschte sich beim Abschied von Herzen ein schönes Wiedersehen in Berlin. Brandes fuhr am Palmsonntag zunächst nach Hannover und gleich anschließend nach Hildesheim, da es ihm nicht gefiel, ausgerechnet den Palmsonntag „in der fast ganz protestantischen Stadt zu verbringen“. So knapp wir nun auch die Begegnungen von Brandes in den anderen Städten dargestellt haben und erst recht nicht die ganz umfassend beschriebene Hochzeitsfeier in Berlin, so ausführlich glauben wir an dieser Stelle den Besuch in Hildesheim zitieren zu müssen¹⁰.

Begegnungen in Hildesheim

Zunächst führte ihn der Weg vom Bahnhof nach der St.-Andreas-Kirche, die der Benediktiner für eine ka-

tholische Kirche hielt. Erst der evangelische Pfarrer in der Sakristei mußte ihn aufklären und ihm freundlich den Weg zum Dom weisen, wo P. Brandes in der Domkrypta zelebrierte und „noch einigen Personen die hl. Kommunion austeilte“. Nach der hl. Messe besuchte P. Brandes das Kollegium Josephinum, wurde vom Direktor der Anstalt freundlich empfangen und zum Mittagstisch eingeladen. So lernte er sämtliche im Konvikt lebenden Professoren kennen: „Ich habe nirgends eine solche Auswahl auserlesener, tüchtiger Männer an einer Anstalt gesehen, wie ich sie hier zusammenfand.“ Das ist ein Urteil besonderer Art! Brandes gibt auch die Gründe an, warum das Hildesheimer Josephinum solch hohes Lob verdient: „Die Anstalt ist noch aus alter Zeit her sehr gut fundiert, die Professoren sind gut besoldet, sie ergänzen sich nur aus Zöglingen der eigenen Anstalt; wenn sich unter denselben ein solcher findet, der Anlage und Beruf zum Lehrfache zeigt, besprechen sich die Professoren besonders über ihn, beobachten ihn näher, und wenn er sich nach Charakter und Fähigkeiten jahrelang bewährt hat, schickt ihn die Anstalt auf ihre Kosten an ein pädagogisches Seminar, dann auf die Universität zu den nötigen Spezialstudien, Philologie, Physik usw. Nun erst folgen die theologischen Studien im Priesterseminar zu Hildesheim. Die jungen Leute, die durch alle diese Prüfungen und Schulen hindurchgegangen sind, werden ganze Männer, vortreffliche Priester und tüchtige Schulmänner und Professoren. Ich hatte sie als solche vor Augen und konnte mich einen Tag lang in näherem Umgange davon noch besser überzeugen.“ Von den Professoren erwähnt Brandes namentlich den „würdigen Regens Koch“ und Prof. Hagemann, der Kirchengeschichte dozierte und als Schriftsteller, namentlich als Kritiker, Ruf und Namen hatte. Er war der Verfasser des 1864 erschienenen Werkes: „Die römische Kirche und Ihr Einfluß auf Disziplin und Dogma in den ersten drei Jahrhunderten“. Brandes kannte das Werk: „Prof. Hagemann ist ein ebenso rastlos tätiger Arbeiter wie ein heiterer und belehrender Gesellschafter“, schreibt er.

10 An autobiographischen Schriften sind im Klosterarchiv von Einsiedeln folgende Unterlagen: 1. Heft „Die Heimat“, 206 Seiten, eng beschrieben. 2. Heft „Die Wanderjahre“, 51 Blätter. 3. Heft „Reisebeschreibung 1867“. Die Osterpredigt, die Brandes 1867 in Braunschweig gehalten hat, ist abgedruckt in den „Feierstunden des Einsiedler Anzeigers“ Nr. 24 (1921). Daß man 1921 noch eine Predigt von 1867 nachdruckt, spricht für das Archiv des Klosters, das nicht nur tote Schätze birgt, sondern geschichtliches Leben lebendig erhält. Dem Stiftsarchivar Dr. P. Joachim Saltzgeber OSB in Einsiedeln ist der Verfasser dankbar für die ergiebige Benutzung des Archivs.

Die Beschreibungen der Stadtbesichtigungen z. T. mit kritischen Beurteilungen verlocken zur Wiedergabe, doch sollen hier nur noch zwei Begegnungen deutlicher genannt werden: „Bischof Eduard Jakob Wedekin empfing mich sehr liebevoll und als seinen Diözesanen, wie er sagte; es verstand sich, daß ich sein Gast wurde, und er selbst wies mir seine Prunkzimmer als Gastwohnung an. Der Bischof von Hildesheim ist für seine siebenzig Jahre noch ein sehr rüstiger Mann; er entwickelt eine ungemeine Tätigkeit in der Verwaltung seines Bistums, in welchem er auch bereits eine Menge von wohltätigen Anstalten als Waisen-, Kranken-, Erziehungshäuser, besonders für arme, verlassene und verwahrloste Kinder gestiftet hat. Bei alledem ist er ein großer Kunstfreund und zugleich ein Künstler, nicht in Erz und Gold, wie sein großer Vorfahre, der hl. Bernward, sondern mit Palette und Pinsel; er malt selbst und hat eine recht schöne Sammlung von Gemälden.

Es waren noch einige andere geistliche Herren, unter anderen der Regens des Seminars, zum Besuche gekommen. Ich hatte den hochwürdigsten Herrn Bischof mit dem Zwecke meiner Reise bekannt gemacht und ihm gesagt, wie es das erste Wiedersehen der Meinigen sei nach so vielen Jahren und in diesen ganz eigentümlichen Umständen. Voll liebevollen, fast persönlichen Interesse hatte der hochwürdigste Herr mir zugehört. „Kein Wort über Bekehrung zu den Ihrigen“, war das erste, was er mir darauf sagt. Das Notwendige sei, den Meinigen zu zeigen, daß ich selbst diesen Besuch bei ihnen als eine Pflicht der Pietät betrachte; dieselben müßten sich überzeugen, daß die katholische Kirche, deren Repräsentant ich jetzt in ihren Augen sei, kein natürliches Verhältnis herzlos zerreiße. Das eigene Gefühl hatte mir bereits dies Verhalten diktiert, und es freute mich höchstlich, für den eigenen Vorsatz so ganz unaufgefordert aus dem Munde des Bischofs die Bekräftigung zu erhalten. Im Verlaufe der Unterhaltung kam die Rede auf die österliche Arbeit der Pfarrer und auch des Pfarrers von Braunschweig. Der Herr Bischof sagte mir: „Wenn Sie demselben behilflich sein wollen, sei es im Beichtstuhl oder auf der Kanzel, so gebe ich Ihnen dazu alle nötigen Vollmachten.“

Am nächsten Morgen feierte P. Brandes die hl. Messe in der „herrlichen Benediktiner-Basilika von St. Godehard“. In der Sakristei lagen noch die alten Choralbücher der Benediktiner, die bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1803 in Gebrauch gewesen waren.

„Der Pfarrer bestand darauf, mich noch zu einem seiner Freunde zu führen, den ich notwendig kennen lernen müsse: er sei der gelehrteste Kenner der hildesheimischen Altertümer. Etwas ermüdet von dem Vielen, das ich bereits gesehen und erlebt hatte, wäre ich lieber bei dem Hause vorbeigegangen, aber der Pfarrer redete mir so freundlich zu, daß ich nachgab; und wahrlich, es hat mich nicht gereut. Dr. J. Michael Kratz heißt dieser vortreffliche Mann; er ist Verfasser einer gründlichen Geschichte des Domes zu Hildesheim, ganz nach Urkunden bearbeitet. Herr Kratz ist einer der tüchtigsten Urkundenkenner, die mir vorgekommen und seine Fertigkeit im Lesen auch der schwierigsten Schriftstücke ist wirklich ganz erstaunlich. Wie es scheint, widmet er sich solchen Forschungen des christlichen Altertums in Norddeutschland, namentlich in Westfalen, fast gänzlich. Ich war wirklich erstaunt über seine Detailkenntnis der Klöster und ihrer Geschichte in den Ländern des Nordens. Es hellte sich im Gespräch auf, daß wir schon miteinander korrespondiert hatten, doch war mir sein Name gänzlich entfallen. Der Pfarrer hatte mich bei ihm als ‚Benediktiner von Einsiedeln‘ eingeführt. Im Verlaufe des Gespräches erkundigte er sich nach dem P. Carl Brandes, nur diesen kenne er. Verwundert lächelnd nannte ich mich, und nun fand sich, daß Graf von Montalembert diesen seltenen Forscher im Gebiet der alten Klosterwelt ebenfalls in Hildesheim kennen gelernt und mich beim Erscheinen der beiden ersten Bände der ‚Mönche des Abendlandes‘ ersucht hatte, demselben in seinem Namen ein Exemplar davon zu übersenden. Ich verhiess ihm nun auch die Fortsetzung, die ich ihm von Regensburg aus geschickt habe. In recht belehrender Unterhaltung verging die Zeit, und ich hatte in dem trefflichen Manne eine wahre Fundgrube historischen Wissens entdeckt, als ich mich empfahl.“

Zum Mittagessen vor der Weiterfahrt nach Braunschweig war P. Brandes beim Bischof eingeladen. Da man durch die Schilderung von dem Benediktinermonch wiederum genaueren Einblick in Sitten und Gebräuche eines bischöflichen Hauses von damals gewinnen kann, soll die nachfolgende Darstellung nicht verschwiegen werden: „Es war gegen Mittag, als ich in der bischöflichen Wohnung ankam; ein Viertel vor zwei Uhr mußte ich zum Bahnhofe hinausfahren, um mit dem Schnellzuge nach Braunschweig abgehen zu können. Der hochwürdigste Herr erwartete mich schon, aber ich konnte ihm zu meiner Entschuldigung erzählen, wie ich den Vormittag in Hildesheim so vor-

trefflich benutzt hatte. Er sagte mir, er habe den Tisch in dem mir angewiesenen Zimmer decken lassen, wo wir beide allein speisen würden: es sei eine Kommission von Berlin da, und er wolle sich von ihr nicht stören lassen. So aßen wir miteinander. Es waren noch die ersten Tage der Karwoche. Nur zwei Fleischspeisen wurden aufgetragen: Rindfleisch und Rehfleisch, und so vortrefflich, daß ich mich kaum erinnere, jemals Besseres gegessen zu haben. Der Wein aber war von mehr als zwei Sorten und der Herr Bischof duldete nicht beim Champagner, daß ich an dem hohen, schäumenden Glase nur nippte, es mußte jedesmal frisch ausgeleert sein. Die Stunde des Abschieds war da, der bischöfliche Wagen hielt im breiten Hausflur, es ging zum Bahnhofs. Mit dem Schnellzug „brau-

ste er nach Braunschweig“, das er vierzig Jahre lang nicht mehr gesehen hatte.

Wiedersehen mit Braunschweig

Die erste Begegnung mit den Verwandten, die ihn am Zuge abholten, war sehr herzlich. Seine Schwester Louise war zu Hause geblieben: „Sie konnte sich vor Bewegung nicht fassen.“ Vierzig Jahre hatten vieles geändert! Die Straße, in der das Elternhaus stand, hatte einen neuen Namen erhalten. Sie hieß: „Nördliche Wilhelmsstraße“. Er erkannte aber jedes Haus wieder, wenn jetzt auch andere Menschen hier wohnten. An der Tür des Elternhauses stand seine Schwe-



Innenansicht der im Zweiten Weltkrieg zerstörten St.-Nikolai-Kirche.

ster, „bei ihr die jüngste Tochter von fünfzehn Jahren, genau so alt, wie meine Schwester gewesen, als ich sie zum letzten Male sah“. Die verwandschaftlichen Gefühle waren aber völlig intakt. Das benediktinische Erscheinungsbild — der Mönch in seiner Kutte — hat offensichtlich nicht befremdend gewirkt. In der Familie wurde der Bruder, Schwager und Onkel voll aufgenommen. Besonders bemerkenswert für die konfessionelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte war die Tatsache, daß auch die Nachbarn, ja weite Kreise der Bevölkerung sofort ein freundliches und wohlwollendes Verhältnis zum heimgekehrten Braunschweiger zu gewinnen suchten. Der Mönch Prof. Dr. Carl Brandes mußte in der Karwoche und in den Ostertagen wie eine Sensation in Braunschweig gewirkt haben! Seine Schwester berichtet, jemand habe ein Bild von dem Benediktiner malen lassen und es dem Museum geschenkt — zum immerwährenden Andenken an diesen großen Sohn der Stadt. Die Schilderung des ersten kurzen Besuches am Abend der Ankunft beim katholischen Pfarrer Becker und seinem jungen Vikar Pape, der den Titel Pastor führte, wirft einige Schlaglichter auf die pastorale Situation. Der Pfarrer wird als tüchtiger Mann geschildert, der sich der schwierigen Aufgabe gewachsen fühle, „den in Stadt und Land zerstreuten Katholiken einen geeigneten festen Mittelpunkt und sich selbst als katholischen Priester Ansehen zu verschaffen“. Die Zeit, da die Protestanten die Katholiken mieden, ihrer Kirche und dem Pfarrhaus auswichen, war offensichtlich vorbei! Wir hören, daß gelegentliche freundliche Kontakte zwischen dem katholischen Pfarrhaus und der evangelischen Familie Brandes mit Blick auf den Mönch in Einsiedeln bestanden. Im Reisebericht heißt es weiter: „Braunschweig hat sieben prachtvolle gotische Kirchen; an einer derselben, der St. Katharinenkirche, meiner Taufkirche, ging ich am folgenden Morgen vorbei, als ich mich zur hl. Messe nach der ärmlichen katholischen Kirche begab, die einen Teil des Pfarrhauses bildet. Dieselbe ist absichtlich so versteckt worden, daß man sie von der Straße nicht sehen soll, wenn man nicht weiß, daß die Kirche hier ist. Sie hat kaum für 400 Personen Raum, und die Zahl der Katholiken, die in Braunschweig ansässig sind, beläuft sich bereits auf 1000, bei einer Bevölkerung von 40000 Seelen. Zu den tausend Katholiken in der Stadt kommen aber ebensoviele als ab- und zugehende Arbeiter, und da dies meilenweit die einzige katholische Kirche ist, so kommen auch noch aus weiter Ferne her die auf dem Lande wohnenden oder arbeitenden Katholiken, so daß es meist diese letzteren sind, welche den städti-

schen allen Raum in der Kirche wegnehmen. Ich habe mich davon besonders am hl. Osterfeste überzeugt, wo die Kirche unten und auf den Tribünen dicht gedrängt voll war. Eine Erweiterung dieser Kirche, eigentlich ein zwei- bis dreimal größerer Neubau derselben, ist ein dringendes Bedürfnis.“

P. Brandes half in der Karwoche im Beichtstuhl dieser „ärmlichen“ katholischen Gemeindekirche St. Nikolai fleißig aus, und er übernahm gern die „Festpredigt“ des Ostertages. Sie ist im Archiv in Einsiedeln erhalten geblieben und ist, wenn auch eine Festpredigt damaligen Stils, theologisch recht gehaltvoll. Einige Sätze mögen das verdeutlichen: „Daß aus dem Tode Leben kommt, da ja sonst der Tod das Leben raubt, das ist das große Geheimnis, das wunderbare Werk der Erlösung durch Christus, unsern Herrn. Das leere Grab wird zum Beweise dafür. Christus ist ja nicht darum gestorben, um im Tode zu bleiben, sondern weil über die Menschen ein Urteil des Todes ergangen war, und die Absicht seines Sterbens war es, das Leben, das die Menschen verwirkt und verloren hatten, in uns wieder herzustellen. Wäre er nicht auferstanden, so hätten wir wohl einen, der unsere Strafe getragen, unsere Schuld gebüßt, aber wir hätten keinen Seligmacher, der uns über Grab und Tod hinaus zu neuem Leben führte. Aber so ruft uns Christus zu: ‚Ich lebe‘ — und tröstend fügt er bei: ‚Ihr werdet auch leben‘.“

Seine Auferstehung ist die Quelle und das Pfand unserer eigenen geistigen, wie körperlichen Auferstehung. Anteil haben sollen wir an Christus zunächst dadurch, daß die Kraft seiner Auferstehung in uns eingeht, daß wir aus dem Tode der Sünde zum Leben in der Gnade auferstehen; durch wahre Reue, durch Beichte und Buße sterben wir der Sünde. Und sind wir der Sünde gestorben und durch Buße und Besserung in das Leben der Gnade eingegangen, dann feiern wir wahrhaft unsern Auferstehungsmorgen. Dann können wir frohlocken; denn wir sind alsdann, wie der Apostel sagt: eingepflanzt in die Auferstehung unseres Herrn. Und der Herr selbst will in uns leben und uns als unser Haupt mit seinem Leben durchdringen. Ja, Geliebte, darüber freuen wir uns mit einer wahrhaften Osterfreude.

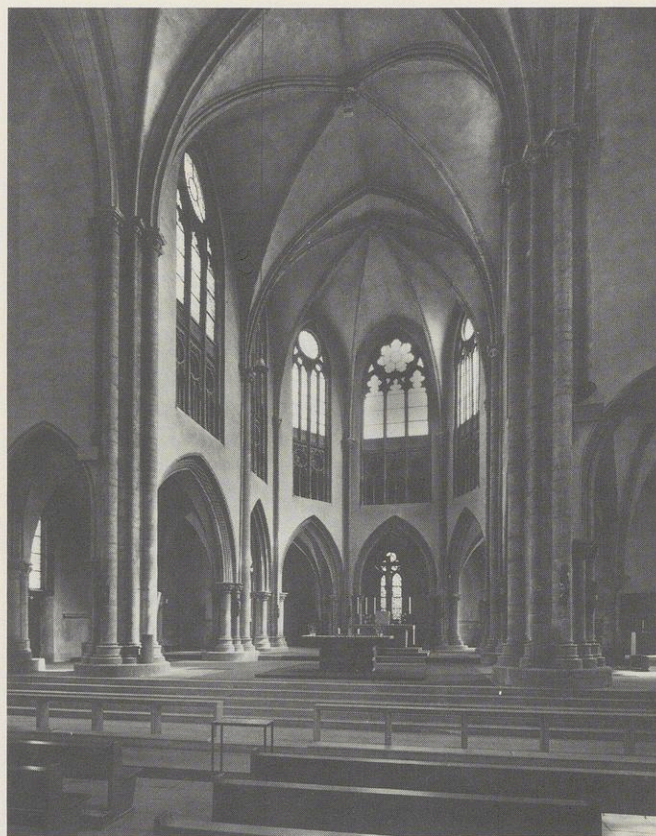
O dieses Leben in der Gnade! Es schließt so viele Freude und Frieden, so viel Segen und Glück in sich, daß den Christen kein Grad der Ehre, keine Stufe des Ansehens freuen kann, wenn er nicht in diesem Stande, im Stande der Gnade, lebt.

Darf ich es nun von der großen Mehrzahl von uns sagen: Ihr seid rein, ihr lebt in diesem Stande? Ich hoffe es durch Christi Gnade. Und du, der du es vielleicht nicht bist, o schaffe fort den alten Sauerteig, damit du, wie der Apostel sagt, ein frischer Teig werdest, denn unser Opferlamm Christus ist geopfert. Was immer vom alten Leben der Sünde noch in dir ist, entferne es von dir durch das heilige Bußsakrament so vollständig, wie die Juden den Sauerteig entfernen mußten, wenn sie ihr Osterlamm essen wollten. Unser Osterlamm ist Christus. Ihn genießen wir im heiligsten Sakramente des Altares und von ihm gewinnen wir neue Lebensnahrung für unsere Seele. So sterben wir denn der Sünde, um in Christus zu leben!“

Die Predigt, die große Aufmerksamkeit erregt haben muß, schloß mit den Worten: „Ich lebe und ihr sollet auch leben! So nehmet ihn denn mit hinaus, den Auf-erstandenen, in die Welt und in alle euer Verrichtungen und Verhältnisse. Nicht daß du dir nun vorzunehmen hättest, du wollest alle Welt bekehren und alles Krumme gerade richten: das wird der tun, welcher spricht: Ich lebe! Werde du nur nicht müde, wegzuschaffen aus deinem Herzen und Leben, was den göttlichen Heiland hindert, dich völlig mit seiner Gnade zu durchdringen. Öffnet ihm nur bereitwillig alle Türen und Tore eures Lebens in euren Häusern und Lebenskreisen und Ständen und Berufsgeschäften. Schaffet ihm Platz in euch, dann wird er kommen und unter euch wohnen, und weil er lebt, so werdet auch ihr leben, jetzt hienieden und dann immer und in alle Ewigkeit. Amen.“



Reste der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Pfarrkirche St. Nikolai (Blick vom Hochaltar zum Eingang). Sie wurde nicht wieder aufgebaut.



St. Aegidien: Nachfolgekirche von St. Nikolai (Blick in den Chor).

Auch evangelische Christen hatten sich unter die Katholiken gemischt. Offensichtlich gab es keine Berührungsängste mehr. Diese frühen menschlichen Begegnungen zwischen den Christen verschiedener Konfession haben in Braunschweig und überall dort, wo sich damals ähnliche Entwicklungen zur Großstadt hin anbahnten, langsam den Boden für spätere ökumenische Zusammenarbeit bereitet.

P. Brandes suchte die Nähe der Menschen in Braunschweig. Immer mehr Fragende, sicher auch viele Neugierige, suchten ihn in seinem Elternhaus auf. Schnell wurde er stadtbekannt, zumal er immer offen in seiner „Benediktiner Kleidung“ — so schreibt er — selbst über die Straße ging. Der Zufall wollte es, daß er einige prominente Protestanten, die er zum Teil als Jugendfreunde bezeichnete, nicht in Braunschweig antraf, obwohl er in den letzten Jahren mit diesem oder jenem auch aus der Ferne lose Verbindung gepflegt hatte. Brandes nennt den Buchhändler Vieweg, den Landrat v. Cramm und den Superinten-

dentem Wilhelm Koch. Wir erwähnen das, um auch damit darauf hinzuweisen, daß es selbst in führenden Gesellschaftsschichten im Laufe von vierzig Jahren zwischen den Konfessionen zu Kontakten gekommen war.

Selbstverständlich schildert Brandes ausführlich die herrlichen Denkmäler Braunschweigs, besonders der alten Kirchen, doch müssen wir uns hier die Wiedergabe seiner Beobachtungen versagen. Nur die Aegidienkirche sei erwähnt, weil sie heute für die Katholiken Braunschweigs eine neue Bedeutung gewonnen hat, nachdem die alte katholische Gemeindekirche St. Nikolai, die Brandes noch erlebt hat, im Zweiten Weltkrieg total zerstört worden ist: „Die Klosterkirche der ehemaligen Benediktiner-Abtei von St. Aegidien, ein gotischer Prachtbau, steht noch. Dieselbe war in meiner Jugend, wohl wegen sonstigem Überfluß an Kirchen, ein Kohlen- und Torfmagazin. Jetzt ist das herrliche Gebäude in sofern anständiger behandelt, als es im Innern wieder gesäubert, zu einer Art von Ausstellungsgebäude benutzt wird; in diesem Augenblick war eine Blumenausstellung darin. Der jetzige Bau dieser Kirche datiert von 1400—1450, ersetzt aber eine frühere Kirche, die im Jahre 1115 eingeweiht worden war, zur Zeit der Gründung des Klosters, dessen erste Einrichtung Abt Heinrich von Bursfeld besorgt hatte. Die neue Kirche ward im Jahre 1478 zu Ehren Christi, der allerseligsten Jungfrau, des hl. Aegidius und des hl. Benedikt geweiht.“

Bereits in der Karwoche erreichte ihn Post aus Berlin. Er erhielt nähere Weisungen, die das Protokoll der Hochzeitsfeier in St. Hedwig, am Donnerstag nach Ostern, betrafen und die schon im voraus gesellschaftliche Einladungen verschiedenster Art aussprachen. Zahlreiche Begegnungen am Rande der Feierlichkeiten waren vorgesehen, eine mit dem Fürstbischof Förster von Breslau, der Zimmernachbar von Brandes beim Berliner Aufenthalt in einem Hotel neben St. Hedwig war. Im gleichen Hotel wohnten die königlichen Gäste. Der Fürstbischof nahm die Trauung nachmittags vor. Am Vormittag fand für das Brautpaar und die Familie eine „Kommunionsmesse“ bei den Ursulinen statt. Sie feierte P. Brandes. Ihr ging für das Brautpaar die hl. Beichte voraus, die P. Brandes abnahm. Längere Gespräche mit entsprechenden Einladungen und Begegnungen gab es mit Fürst Bogislaw Radziwill, der einen Mittelpunkt des katholischen Lebens im damaligen Berlin bildete, und mit einigen andern Persönlichkeiten. Die Hochzeitsfeier selbst war

protokollarisch präzise vorbereitet. Gesellschaftlich-höfisches Zeremoniell und liturgischer Formenreichtum flossen ineinander über. Wir können uns heute solche Hochform von Kult und Feier kaum noch vorstellen. Es ist interessant, den Beschreibungen von P. Brandes, der unter den Teilnehmern als geladener Festgast — wenn auch in sehr bescheidener Kategorie — einen Platz hatte, zu folgen. Noch interessanter ist es vielleicht, die Eintrittskarten, die Platzkarten, die auf vornehmem Büttenpapier gedruckten protokollarischen Anweisungen usw. zu lesen, die Brandes mit nach Einsiedeln gebracht hat und die dort mit allen Unterlagen von seiner Reise archiviert wurden.

Die Schilderung des Galadiners im Königlichen Schloß am Abend des Hochzeitstages mit der Begegnung ausgezeichneten Damen und Herren des Hochadels erwähnt wieder sehr viele Einzelheiten, die Brandes in Erstaunen versetzten und die er deswegen mit Liebe und Sorgfalt genau beschrieben hat. Zweimal durfte er mit Bismarck sprechen, mit dem König, mit der Königin und mit vielen fürstlichen Persönlichkeiten. Es herrschte ein freundlicher liebenswürdiger Ton. Selbst Bismarck scheint den Mönch in der Kutte nicht wie einen Fremdkörper in dieser Gesellschaft empfunden haben. Die Gespräche waren allerdings nicht sehr vielsagend. Man verstand zu feiern... Am 27. April fuhr Brandes nach Dresden, wo er im Palast des Herzogs Georg abstieg. Von der Herzoglichen Familie, die damals katholisch war, wurde er sehr familiär aufgenommen. Von Dresden gelangte Brandes über Prag nach Regensburg, wo er im Hause des Verlegers Manz abstieg. Die nächste Station war München. Hier war er Gast der Abtei St. Bonifaz, die er aus der Studienzeit gut kannte. Er lernte Abt Haneberg kennen und benutzte die beiden Tage in München, alte Beziehungen wieder neu zu knüpfen. Bemerkenswert ist ein längerer Besuch bei Döllinger, den Brandes sehr verehrt hat. Von München fuhr der Mönch zum Bodensee, setzte nach Rorschach über und betrat wieder Schweizer Boden. In Einsiedeln kam er mit der Postkutsche am 1. Mai an. Wahrscheinlich hat er im Konvent so viel erzählt, daß der Abt ihn bat, die Reise zu beschreiben. So entstand ein Reisebericht auf 101 Seiten im Quartformat, eng beschrieben, aber gut lesbar und ohne nennenswerte Korrekturen. Es war die letzte literarische Arbeit von Brandes; denn bald darauf quälten ihn Magenschmerzen. Ein verstecktes Leberleiden führte relativ schnell zum Tode. Er befand sich auf einem Klostergut in Pfäffikon. An der Kunst der Ärzte lag es nicht, daß

Prof. Carl Brandes hier am 7. August 1867 im 58. Lebensjahr gestorben ist. Es herrschte über das Kloster hinaus allgemein große Trauer, wie zahlreiche zum Teil bewegende Kondolenzschreiben bekundeten. Ergreifend ist der letzte Brief seiner Schwester Louise aus Braunschweig. Er war am 5. August 1867 in Braunschweig geschrieben worden und kam am Tag nach dem Tod des Adressaten in Einsiedeln an: „Mein innig geliebter Bruder“, schrieb die Schwester, „Da wir jeden Morgen vergeblich auf einen Brief von Dir gehofft haben und wir seit dem 4. Mai gar nichts von Dir wissen, wie es Dir geht und ob nicht noch nachträglich die weite Reise und ungewohnte Aufregungen Deiner Gesundheit geschadet haben, so kann ich es nicht länger übers Herz bringen, Dich an einen Brief an uns zu erinnern. . . . Lebe recht herzlich wohl, lieber Bruder, und denke oft Deiner Schwester Louise.“ Von den vielen Kondolenzschreiben sei nur eines erwähnt, das des Freiherrn Rudolf von Stillfried: „Wie gerne hätte ich an seinem Sterbebette gestanden, wie beneide ich Euch alle, die dieser Ehre teilhaft wurden. Solch einen

Mann sterben zu sehen, ist eine Gnade Gottes. Sein Tod in Verklärung, in Siegesfreude. Da trifft auch die Umstehenden ein Strahl überirdischen Sonnenlichts.“

Quellen und Literatur

- D. A. Rosenthal, Konvertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert 3 Bde., Regensburg 1868 ff., darin III, 2, S. 275—310.
 Profößbuch der Fürstlichen Benediktinerabtei Unserer Lieben Frau von Einsiedeln von P. Rudolf Stenggeler OSB, Einsiedeln. Selbstverlag des Heftes (1933).
 Acta privata Rev. P. Caroli Brandes olim Monachi Monasterii Solemnensis in Gallia et ab 1850 Monasterii Einsiedelensis, mort. 7. August 1867.
 P. Gallus Morell im Jahresbericht der Stiftskirche von Einsiedeln 1868.